Versuch
über den
Geschmack
und
die Ursachen
seiner
Verschiedenheit.

Leipzig und Mietau,
bey Jacob Friedrich Hinz, 1776.

Sr. Excellenz

dem

Hochgebohrnen Herrn

Karl Joseph Maximilian

Freyherrn

von Firſt und Kupferberg

Sr. Königl. Maj. in Preußen

hochbetrauten Großkanzler des Königreichs Preuſſen und aller Königl. Provinzen, Chef de Juſtice und wirklichen Geheimen Etats- und Juſtizminiſter

meinem

gnädigen und hochgebietenden Herrn.

Hochgebohrner Freyherr

Gnädiger, Hochgebietender

Herr

Ich erdreiſte mich, einigen geringen Bogen, durch die Zueignung derſelben an Ew. Excellenz,

Werth und Glanz zu geben. Und bloß die Verehrung, Bewunderung und Liebe, die Ew. Excellenz unter den großen Männern Deutschlands sich allgemein erworben, und die Gewogenheit, mit welcher Sie bereits einen kleinen philosophischen Versuch von mir aufgenommen, können diese Dreistheit einigermaßen entschuldigen. Wenn der Wachsthum der

Kün-

Künſte und Wiſſenſchaften in einem Staate von deſſen wohlthätigen Geſetzen und ihrer weiſen Handhabung unzertrennlich iſt, ſo muß jeder Menſch, der Beruf zur Thätigkeit in ſich verſpührt, ſich glücklich preiſen, wenn die Vorſehung ihn unter einem Volke werden ließ, wo Regent und Miniſter ſelbſt Genies, ſelbſt Weltweiſe ſind. — Und darum

preiſe auch ich mich glücklich. Ich bin ſtolz darauf, Kind eines Vaterlands zu ſeyn, in welchem keine der edeln Seelenfähigkeiten ungepflegt bleibet, in welchem das Schätzbarſte einer vollkommenen Republik, die freye Entwickelung menſchlicher Kräfte, mit den Vorzügen einer vollkommenen Monarchie, der allgemeinen Ruhe, Sicherheit und

Dul-

Duldung ſo meiſterhaft vereinigt iſt. —

Aber dieſer Stolz würde ſich verdoppeln, wenn ich ſo glücklich wäre, weder mit dieſer Zuſchrift Ew. Excellenz dem Miniſter, noch mit meinen angeſtellten Unterſuchungen über den Geſchmack Ew. Excellenz dem Philoſophen, gänzlich zu mißfallen.

Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Hochgebohrner Freyherr
Gnädiger Herr

Ew. Excellenz

Berlin,
den 2. März 1776.

unterthäniger Diener,
der Verfasser.

Vorbericht.

Gegenwärtige Schrift iſt keine von den verachteten Schönen die vergebens ihre Reize um die Gunſt des Fürſten verwendet, und nun unentſchmückt ſich darſtellt, um den übeln Geſchmack des Wählenden anzuklagen und ihren beleidigten Stolz zu rächen. — Sie hat nie um dieſe Gunſt mitgeworben; das Schnupftuch war bereits einer Würdigern zugeworfen, als ihr es erſt einfiel, ihren Putz anzulegen und ſich ſehen zu laſſen. Sie glaubt

neben der schönern gekrönten noch einen Platz zu finden, sie will keine Eroberung machen, sie will nur gefallen.

Herr Herders vortreffliche Preisschrift ist bereits im vorigen Jahre erschienen, *) als der Verfasser der gegenwärtigen erst darauf gebracht ward, in den Erholungsstunden seiner Berufsgeschäfte über den nemlichen Gegenstand nachzudenken, das Gedachte nieder zu schreiben, und das Niedergeschriebene mitzutheilen. Der Leser beyder Schriften wird von selbst ihre geringe Abweichung von einander, in Ansehung des Resultats, bemerken; ihre Verschiedenheit betrifft nur die Bahn, nicht das Ziel. Herr Her-

*) Ursachen des gesunknen Geschmacks bey den verschiedenen Völkern da er geblühet.

Herders allgemeines Genie und ausgebreitete Bekanntſchaft mit der Litteratur aller Jahrhunderte haben ihn von der Erfahrung zur Unterſuchung geführt; der Mangel an dieſe, und die beſondere Liebe zur ſynthetiſchen Spekulation haben unſern Verfaſſer zum entgegengeſetzten Pfad verleitet, von der Unterſuchung zur Erfahrung. Es giebt der Wege zu jeder Wahrheit mancherley, einer iſt der kürzeſte, ein anderer der bequemſte, ein dritter der anmuthigſte. Laune, Temperament und Geſchäfte beſtimmen des Wanderers Wahl, dieſen oder jenen einzuſchlagen.

Der Verfaſſer erbittet ſich übrigens die Aufmerkſamkeit der Weltweiſen auf ſeine Theorie von der Haltung und dem Intereſſe.

treffe. Er hält dieſe Gegenſtände für ungemein wichtig in der ganzen Geſchmackslehre, und für allzuwichtig, als daß nicht jede unparteiiſche Prüfung ihm willkommen ſeyn ſollte; beſonders da er ſich noch in den Jahren befindet, da der Geiſt am gelehrigſten, und ſeine Kräfte am gelenkigſten ſind.

Um die wahre Quelle vom Steigen und Fallen des Geſchmacks bey verſchiedenen Nationen zu entdecken, glaube ich, thun wir am beſten, wenn wir vorher dem Grunde ſeiner Verſchiedenheit unter einzelnen Menſchen, ohne Rückſicht auf ihre Nationalabweichung, nachſpühren. Der Einfluß, den Erziehung und Bildung bey beſondern Perſonen auf diejenigen Seelenfähigkeiten hat, welche zum guten Geſchmack erfodert werden, iſt eben derjenige, welchen Klima, Regierungsart und Religion auf ganze Völkerſchaften hat. Beyde geben dem Menſchen eine eigenthümliche Form, modeln ſeine Seele ſo, daß ſie nur eine gewiſſe Richtung anzunehmen fähig wird, und indem ſie entweder die ganze Summe ſeiner Kräfte und Neigungen ausdehnen und einſchränken, oder auch

nur einige unter diesen mehr Licht oder Schatten anzunehmen gewohnen, so entspringt allmählich ein Resultat, daß bey einzelnen Menschen persönlicher und bey Völker Nationalcarrer wird. Die Frage ist also: welches sind die Fähigkeiten der Seele, die vorzüglich zum guten Geschmack erfodert werden, und welches die Umstände, die diese befördern oder einschränken? Aus der Beantwortung dieser Frage muß es sich ergeben, daß diejenige Nationalverfassung, so wie diejenige Privaterziehung, welche zur Pflege dieser Fähigkeiten das meiste beyträgt, diejenige ist, welche der Bildung des guten Geschmacks am vortheilhaftesten ist, und nachdem diese Verfassung besser oder schlimmer wird, muß bald Ebbe bald Fluth des guten Geschmacks erfolgen.

Die Erklärung des Begriffes Geschmack mag den Weltweisen noch so viel Schwierigkeit machen, im gemeinen Leben scheint der Gebrauch dieses Worts dennoch eine ziemlich be-

bestimmte Bedeutung zu haben. Denjenigen, der die Fähigkeit, das Schöne und Häßliche in den Gegenständen zu entdecken, in einem vorzüglichen Grade besitzt, nennt man einen Mann von Geschmack. Und nachdem diese Fähigkeit bis auf die feinsten Schönheiten und Häßlichkeiten sich erstreckt, die nur von wenigen bemerkt, ob gleich allgemein dafür gehalten werden, so bald man sie erkannt; nachdem sie auf Gegenstände verschiedener Art sich verbreitet; nachdem sie den Regeln der Vernunft und dem allgemeinen Gefühl am angemäßensten ist, darnach wird der Geschmack ein feiner, richtiger, guter, gesunder u. s. w. genennt. Der Geschmack ist, so wie jedes andere Vermögen der Seele, von höherem Werthe, wenn er nicht nur bey Erkenntnißfähigkeit stehn bleibt, sondern bis zur Thätigkeit sich erhebt. Der Baumeister und der Tonkünstler, die in ihren Werken einen reichhaltigen Stof für den Mann von Geschmack legen, haben allerdings ein weit

größeres Verdienst als der bloße Kenner und Beurtheiler. Jeder Werkmeister ist immer in demselben Verhältnisse zugleich Kritiker, aber von diesem zu jenem ist noch ein weiter Schritt.

Es ist offenbar, diese Fähigkeit erstreckt sich überall wo Schönheit und Häßlichkeit, das ist, wo Vollkommenheit und Unvollkommenheit statt finden, und diese letzten, wo finden sie nicht statt? Es müßte ein Gegenstand seyn, bey dem weder Uebereinstimmung noch Mißhelligkeit sich denken läßt, also, der gar nichts Mannigfaltiges enthielte, ein einfaches Wesen, das weder der Ausdehnung nach viele Theile hat, noch verschiedene Kräfte und Grade besitzt, ein Unding. Es giebt daher Schönheit und Häßlichkeit in jedem sinnlichen und vernünftigen Gegenstand, in jeder Kunst, in jeder Wissenschaft, in jeder Seelenfähigkeit, in jedem Begriffe, in jeder Bewegung. So weit ist das Gebieth des Geschmacks. —

Schön-

Schönheit ist nichts anders, als die klare Vorstellung der Vollkommenheit, und diese besteht in der Mannigfaltigkeit, welche zur Einheit übereinstimmt. Ist diese Einheit ein sinnlicher Gegenstand, so wird sie sinnliche, ist sie ein Gegenstand der Vernunft, vernünftige Schönheit. Die Erkenntniß der Schönheit setzt also, eine doppelte Thätigkeit der Seele voraus Vorstellung von Mannigfaltigkeit und Vorstellung von ihrer Uebereinstimmung zur Einheit, eben so wie die Erkenntniß der Vollkommenheit, nur daß sie bey dieser deutlich seyn, und bey jener innerhalb der Klarheitsgränzen bleiben muß. Die Erkenntniß der Uebereinstimmung ist Erkenntniß der Form. Dieser muß die Vorstellung der Materie vorausgehn, welcher sie angehaftet ist. Da aber jede Form blos in Beziehungen und Verhältnissen zwischen Gegenständen bestehet, so muß deren Erkenntniß nothwendig ein solches Vermögen der Seele erfodern, vermittelst welchem sie nicht nur die Eindrücke empfindet, oder so

wie

wie sie sie empfunden anschauet, sondern sie ordnet, als Subjekte und Prädikate sie betrachtet, und Sätze unter ihnen bildet. Dieses Vermögen ist in uns die Vernunft. Hingegen sind zur bloßen Materieerkenntniß, zur Erkenntniß der Mannigfaltigkeit, wenn sie aus sinnlichen Gegenständen besteht, die untern Seelenkräfte hinreichend; sinnliche Empfindsamkeit, um die gegenwärtigen Eindrücke zu empfangen, und Einbildungskraft, um ie gehabten Eindrücke wiederum zu erneuern und als gegenwärtig zu betrachten. Diese ist immer unentbehrlich, so oft wir bey der Vorstellung der Mannigfaltigkeit nicht blos leidend bleiben, sondern unsere Vernunft dabey thätig seyn lassen wollen. Denn bey jedem empfangenen Eindruck, wenn wir ihn mit den übrigen vergleichen, und sein Verhältniß gegen sie festsetzen wollen, müssen diese von neuem hervorgebracht und der Seele als gegenwärtig vorgezeigt werden, indem die Seele bey dieser Operation von einem Vor-

wurfe

wurfe zum andern übergehn muß, und immer iſt, während ihrer Beſchäftigung mit dem folgenden, die Gegenwart des unmittelbar vorhergegangenen Eindrucks bereits verſchwunden, die alſo bloß durch Hülfe der Einbildungskraft wiederum herbey gerufen werden muß. Dieſes gilt ſchon von der bloſſen Anſchauung einer gegenwärtigen Mannigfaltigkeit und der Vorſtellung der Beziehungen, die in ihr bereits vorhanden ſind; um ſo viel mehr muß dieſes gelten, wenn gar Mannigfaltigkeit erdichtet und Beziehungen geſtiftet werden ſollen; Hier zeigen beyde, Vernunft und Einbildungskraft ſich in ihrem größten Vermögen, als Schöpferinnen. Der Erfinder muß ſie daher in einem ſtärkern Grade beſitzen, als der Nachahmer, und dieſer wiederum in einem ſtärkern als der bloße Kenner.

Der Werth der Einbildungskraft wird gewöhnlich nach einem zuſammengeſetzten Verhältniſſe beſtimmt, nach der Menge von Gegen-

genſtänden, die ſie auf einmal umfaſſen kann, und nach dem Grade der Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ſie umfaßt; es verſteht ſich alſo, daß eben dieſe Verhältniſſe bey der Fähigkeit über Schönheit zu urtheilen, gleichfalls berechnet werden müſſen: nur kömmt hier, in Anſehung der Lebhaftigkeit, noch folgender Umſtand hinzu, daß ſie ſich nicht auf die ganze Mannigfaltigkeit gleichförmig erſtrecken darf, ſondern in einer gehörigen Proportion mit dem Werthe jedes einzelnen Stückes und deſſen Antheil an der Einheit ſeyn muß; und da bey der Schönheit die Vorſtellung der Vollkommenheit nicht die Gränzen der Klarheit überſchreiten darf, ſo wird dieſer Grad von Lebhaftigkeit nicht durch die Vernunft deutlich erkannt, ſondern durch das Gefühl beſtimmt werden müſſen. Ich erkläre mich.

Die Geſetzgeber des Schönen, ſo wie das Gefühl eines jeden Menſchen, kommen darin überein, daß zur Schönheit nicht genug iſt, daß alle Theile der Mannigfaltigkeit zur Her-

vor-

vorbringung einer Einheit mit einander verknüpft seyn, sondern ein jeder derselben muß an dieser Wirkung einen bestimmten ihm angemessenen Antheil haben; ein größerer oder kleinerer, als ihm zukommt, verunstaltet das Ganze. Große Zurüstungen in einer Maschine, die zum Ganzen nur eine Kleinigkeit beytragen, verderben ihre Schönheit eben so, als große Entzwecke, die man auf schwache unbedeutende Triebwerke ankommen läßt. Eine Hauptperson auf der Bühne, die weder zur Verwicklung noch zur Catastrophe Etwas Ansehnliches beyträgt, und eine Nebenperson, von der man das vorzüglichste Intresse abhängen läßt, sind beyde unpassende Theile im Ganzen, die es läppisch oder gezwungen machen. Da man für diese Eigenschaft der Schönheit, so viel ich weiß, noch keinen besondern Namen in der Aestethick hat, so erlaube man mir, aus der Sprache der Mahler einen zu entlehnen, der mir nicht unschicklich scheint, die Haltung. Die Künstler verstehn

ſtehn gemeiniglich unter dieſem Ausdrucke das Licht und Schatten und die Farben, die einem jeden Theil im Gemählde, nicht an und für ſich, ſondern nach ſeinem Verhältniſſe im Ganzen angemeſſen ſind. Die Anwendung iſt leicht zu machen.

Und der Grund dieſer Bedingung ſcheint mir in dem bekannten Satze zu liegen, jede Urſache muß ihrer Wirkung proportionirt ſeyn. Jede Schönheit, ob gleich ſie eine Einheit iſt, die das Reſultat des Mannigfaltigen ausmacht, iſt dennoch nur Einheit in der Erſcheinung, die an ſich aus ſo vielen Theilen zuſammengeſetzt iſt, als Einheiten in der Mannigfaltigkeit ſich finden, die mit ihrer Wirkung das ihrige zur ganzen Wirkung beytragen. Man kann daher ſagen, das Reſultat Schönheit im Ganzen eines Kunſtwerks beſteht erſtlich aus der Summe der Wirkungen, die von den einzelnen Stücken der Mannigfaltigkeit hervorgebracht werden, und zweytens aus der Verbindung dieſer einzelnen Wirkungen unter

ter einander. Gesetzt nun, daß diese Verbindung in dem Werke aufgehoben werde, so fiele das letzte Moment freylich weg, aber wir hätten dennoch so viele einzelne Schönheiten vor uns, als einzelne Stücke, die Wirkungen hervorbringen. Denn jede Ursache, mit ihrer Wirkung zusammen genommen, macht für sich ein besonders Ganzes aus, das, weil es zusammengesetzt ist, der Schönheit und Häßlichkeit fähig seyn muß; und diese können durch nichts, als durch das Verhältniß- oder Unverhältnißmäßige zwischen der Ursache und der Wirkung bestimmt werden. Wenn wir nun das Resultat Schönheit eines Kunstwerks J. nennen, die mannigfaltigen Stücke woraus es besteht, a. c. e g. ihre Wirkungen zum Ganzen b. d. f. h. Die Verknüpfung dieser einzelnen Wirkungen unter einander K. und die Haltung zwischen a und b, c und d, u. s. w. l. so folgt, daß der Grad der Schönheit J. nach einem dreyfachen Verhältnisse geschätzt werden muß, nämlich nach der

Menge von einzelnen Wirkungen b. d. f. h. nach dem Grade der Haltung zwiſchen dieſen Wirkungen und ihren Urſachen, in ſo fern ſie Theile des Ganzen ausmachen l. und endlich nach dem Grade der Verbindung dieſer Wirkungen zur Einheit, K. Den gothiſchen Gebäuden fehlt es an Haltung, den chineſiſchen Gärten an Einheit, und den Bildern der Hertruter an Mannigfaltigkeit.

Aus dieſer Betrachtung läßt ſich eine Bemerkung des Herrn Sulzers vortrefflich erklären. „Die Grade der Schönheit zweyer „Gegenſtände, ſagt er in ſeiner Theorie der Empfindungen, „werden im zuſammenge„ſetzten Verhältniſſe der Einheit und Man„nigfaltigkeit ſeyn, welche in jedem dieſer „Gegenſtände herrſchen. Ich will hiermit, „thut er hinzu, eben nicht ſo viel ſagen, daß „die Schönheit juſt genau im zuſammenge„ſetzten Verhältniſſe der Einheit und Mannig„faltigkeit eines Ganzen ſey. Beyde Eigen„ſchaften müſſen zuſammenkommen, um die „Schön-

„Schönheit einer Sache auszumachen, aber „sie kommen nicht in gleichem Grade zusam„men. Mir scheint die Mannigfaltigkeit „mehr zur Schönheit beyzutragen, als die „Einheit. Wenn man sich also der Zahlen „bedient, die Grade der Vollkommenheit, „welche man in der Einheit und Mannigfal„tigkeit eines Ganzen wahrgenommen hat, „auszudrücken, so muß man sich so ausdrü„cken: die Größe der Schönheit ist im zu„sammengesetzten Verhältniß der Größe der „Einheiten und einer gewissen Potenz der „Größe der Mannigfaltigkeit.„ Nach meiner Entwicklung läßt sich der Grund dieser Erscheinung, warum die Mannigfaltigkeit mehr zur Schönheit beyträgt, als die Einheit, leicht einsehen. Denn durch einen jeden Grad Mannigfaltigkeit, der zum Ganzen hinzukömmt, erwächst diesem ein doppeltes Moment der Schönheit, erstlich die Vergrößerung der gesammten Wirkungen b. d. s. h. um einen Grad, und zweytens die Haltung l.

oder die Vollkommenheit, die aus der proportionirten Uebereinſtimmung dieſer einzelnen Wirkung mit ihrer Urſache, die ſie hervorbringt, entſpringt; da hingegen bey der Vermehrung der Einheit um einen Grad, in dem Ganzen nur das eine Moment K. einen Zuwachs gewinnt. Geſetzt alſo, wir hätten zwey Gegenſtände vor uns, deren Schönheit mit einander verglichen werden ſoll, davon der eine fünf Grad Mannigfaltigkeit und einen Grad Einheit, und der andere umgekehrt einen Grad Mannigfaltigkeit und fünf Grad Einheit beſitzt, ſo wird das Reſultat J. keinesweges in beyden daſſelbe ſeyn, ungeachtet das Produkt der Vervielfältigung einerley ſcheint; ſondern der erſte wird darum einen größern Grad von Schönheit haben, weil die fünf Grade Mannigfaltigkeit noch mehrere Momente der Vollkommenheit mit ſich führen, die aus der Haltung zwiſchen einem jeden Grade und ſeiner Urſache entſteht, die aber bey dem andern Gegenſtande, welcher

ſtatt

ſtatt der Mannigfaltigkeit fünf Grade Einheit beſitzt, unerſetzt bleiben. Und da dieſe Haltung ſelbſt wiederum verſchiedener Grade fähig iſt, ſo ſieht man leicht, warum eine allgemeine Beſtimmung dieſer Potenz von Mannigfaltigkeit nicht ohne Schwierigkeit angegeben werden kann.

Ich kehre nunmehr zurück. Voraus geſetzt alſo, daß es obiektive bey der Schönheit ein ſo wichtiger Umſtand iſt, daß ein jedes Stück der Mannigfaltigkeit, nur eine beſtimmte ihm angemeſſene Wirkung zum Ganzen beytragen muß, ſo iſt klar, daß ſubiektive, ſo wohl bey der bloßen Erkenntniß und Beurtheilung, als bey der Erfindung der Schönheit ſehr viel darauf ankommen muß, daß ein jedes Stück der Mannigfaltigkeit auf das Gefühl und die Vorſtellung einen Eindruck mache, welcher der objektiven Wirkung deſſelben im Ganzen angemeſſen iſt, wenn die Empfindung der Schönheit, oder die Schönheit ſelbſt, die vollkommenſte ſeyn ſoll; denn ſo bald ir-

gend ein geringer Theil, der nur einen unerheblichen Antheil an der ganzen Wirkung hat, einen allzustarken Eindruck auf die Vorstellung macht, oder umgekehrt ein beträchtlicher, der an der Hauptwirkung einen großen Antheil hat, übersehn oder nur schwach empfunden wird, so muß nothwendig subjektive die Harmonie unrichtig, und die Schönheit in der Vorstellung verunstaltet werden. Man findet alsdann in Nebentheilen unproportionirte Schönheit, andere vom wichtigsten Gehalte bleiben unbemerkt; man tadelt den Künstler, oder streitet über seinen Werth, der doch unmöglich bey der Wahl der mannigfaltigen Stücke in seinem Werke, nach den Eindrücken sich hatte richten können, die sie auf dieses oder jenes Subjekt machen, (ein Umstand der von unzähligen Nebendingen abhängt, und bey verschiedenen Menschen so sehr verschieden seyn kann,) sondern das Verhältniß einer jeden einzelnen Wirkung zu ihrer Ursache nach dem objektiven innern Werthe

dieſer Urſache hat beſtimmen müſſen; man findet alsdann entweder gleich jenem Kinde, in der Geſchichte Alexanders mit ſeinem Arzt, darinn das Bewundrungswürdigſte, daß jener ſtandhaft, ohne ſich zu eckeln, einen ganzen Becher voll Arzeney hinunter ſchluckte; oder man überſieht das Vortreffliche in einer Helena des Zeuxis bis ein Nikomachus einem zuruft: nimm meine Augen, und ſie wird dir eine Göttin ſcheinen!

Dieß von der Mannigfaltigkeit; an der Erkenntniß der Einheit hat, wie ich bereits erwehnt, die Vernunft den gröſsten Antheil. Denn bey dieſer kömmt es nicht auf bloß abgeſonderte Vorſtellungen einzelner Stücke an, ſondern auf Beurtheilung und Vergleichung vieler gegen einander, und dieß iſt einzig das Geſchäft der Vernunft. Wäre es möglich, daß ein Menſch alle ſeine Seelenkräfte behielte, und die Vernunft auf einmal verlöre, ſo würde in einem Augenblick der ganze Vorrath ſeiner Erkenntniß in lauter einzelne un-

zuſammenhangende Stücke zerfallen, ohne daß ſich unter ihnen ein einziges Ganze fände. Mit der beſten Einbildungskraft würde er nicht im Stande ſeyn das einförmigſte Ganze zuſammenzuſetzen. Die Einbildungskraft für ſich allein ſtellt uns die Gegenſtände ſo vor, wie ſie aus der Natur durch die ſinnlichen Organe den Weg zu uns nehmen, abgeſondert, und allenfalls dem Raume nach neben einander, oder der Zeit nach auf einander; aber ihre objektive Einwirkungen in einander, wodurch ſie eigentlich reelle Ganze werden, zu erkennen, dazu wird eine Kraft der Seele erfodert, die erſtlich mehrere Gegenſtände ſich zugleich vorſtellt, und dann vermittelſt des Bewuſtſeyns von einem zum andern übergeht, ſie vergleicht, und ihre wechſelsſeitige Beziehungen ſich gedenkt: das heißt, es müſſen Urtheile gefällt werden, es muß die Vernunft hinzukommen, die dieſes verrichtet. Und wie geſagt, iſt dieſes von der bloßen Erkenntniß der in der Natur ſchon vorhande-

nen

nen Ganze wahr, ſo wird es um ſo viel mehr von denen gelten, welche von der Seele ſelbſt gebildet werden, wo durch innere Thätigkeit unter vielen empfangenen Eindrücken erſt Einheit geſtiftet, und Ganze geſchaffen werden ſollen.

Die Fähigkeiten, die vorzüglich zur richtigen Erkenntniß der Schönheit erfodert werden, laufen alſo auf folgende hinaus. Die Vernunft zur Erkenntniß der Einheit; die Einbildungskraft zur Vorſtellung der Mannigfaltigkeit, und ein Gefühl von dem wahren Werthe der einzelnen Stücke in dem Mannigfaltigen, wodurch es geſchiehet, daß die Lebhaftigkeit der Vorſtellung eines jeden ſeiner Wirkung zum Ganzen genau angemeſſen iſt. Bey der reinen Vollkommenheit, wo alles auf deutliche Erkenntniß ankömmt, iſt dieſes Geſchäft des Gefühls das Werk der Vernunft; denn das Objektive der Haltung beſteht in nichts anders, als in dem Urtheile über den innern Werth eines Theils nach einer gewiſ-

ſen objektiven allgemeinen Regel, die ich in der Folge weitläuftiger auseinander ſetzen werde, und deſſen Vergleichung mit dem Antheil, den er an der ganzen Wirkung hat. Da aber die Schönheit nicht außerhalb den Gränzen der Klarheit ſich erſtrecken darf, ſo iſt es eine nothwendige Bedingung, daß ſowohl bey der Beurtheilung, als bey der Erfindung, die Erkenntniß der Haltung durch ein Gefühl geſchehe, damit die daraus entſpringende Vollkommenheit, Vollkommenheit in der Erſcheinung werde; ob gleich nicht zu leugnen iſt, daß die Vernunft dieſes Gefühl ungemein unterſtützen kann, indem die verſchiedene Lebhaftigkeit der Vorſtellung von dem verſchiedenen Grad der Aufmerkſamkeit abhängt, und dieſe doch größtentheils von der Vernunft nach Willkühr gelenkt werden kann.

Ich behaupte aber keinesweges, daß dieſes die einzigen Seelenfähigkeiten ſind, die zum Geſchmack erfodert werden, und keine der übri-

gen

gen einen Einfluß auf denſelben haben: wer die Eigenſchaften der Seele kennt, der weiß daß ſie ſich in ihr in keinen ſolchen Abtheilungen, als in den Lehrbüchern befinden, ſondern ſie ſind alle in einander verwebt, und unter gewiſſen Umſtänden iſt keine einer Beförderung fähig, ohne daß andere zugleich mit ihr befördert werden; über dieſes ſetzt die Erkenntniß der Materialien des Mannigfaltigen allerdings ſo viele Arten von Erkenntnißfähigkeiten voraus, als verſchiedene Arten von Vorwürfe ſind, aus denen dieſe Materialien beſtehn; nur habe ich diejenigen Fähigkeiten feſtſetzen wollen, die zur Erkenntniß der Schönheit, abgeſondert vom Inhalte der Materie, bloß als Eigenſchaft der Form, nothwendig ſind, und unter dieſen nur diejenigen, welche vorzüglich nothwendig ſind. Alle übrigen können nur in ſo weit in Betrachtung gezogen werden, als ſie mit dieſen in Verbindung ſtehen, ſie befördern, oder unterdrücken.

Wenn

Wenn nun, wie ich gesagt habe, bey jedem Schönen diese drey Stücke Einheit, Mannigfaltigkeit und Haltung in einem gewissen Verhältnisse bey einander seyn müssen, so ist es offenbar, daß zum Geschmack eben dieses Verhältniß unter den drey Fähigkeiten, welche zur Erkenntniß jener Stücke nothwendig sind, erfodert wird. Die vollkommenste Schönheit ist diejenige, bey welcher die größte Anzahl von mannigfaltigen Dingen, die genaueste Einheit, und die richtigste und angemessenste Haltung sich finden: der vollkommenste Geschmack ist der, welcher die ausgebreiteste Einbildungskraft, die beste Vernunft, und das richtigste Haltungsgefühl mit einander vereinigt, und nach dem eins von diesen Eigenschaften in Verhältniß der beyden übrigen zu stark oder zu schwach ist, darnach wird der Geschmack verschieden seyn, gut oder schlecht, gründlich oder seichte, groß oder klein, u. s. w.

Die

Die Frage alſo: iſt die Vernunft dem Geſchmacke ſchädlich? ohne deren verhältnißmäßigen Grad gegen die übrigen Eigenſchaften anzugeben, iſt eben ſo unbeſtimmt und zweydeutig, als die Frage ſeyn würde: machen groſſe Ausgaben den Menſchen arm? Dieſe kann ſo wenig beantwortet werden, ohne daß die Einkünfte dieſes Menſchen zugleich mit in Betrachtung gezogen werden, als jene, ohne eine Vergleichung zwiſchen dem Grade von Vernunft und den Graden der übrigen Fähigkeiten die zum Geſchmacke nothwendig ſind, anzuſtellen. Die Ausgaben können noch ſo groß ſeyn, und ſie werden dennoch keine Armuth hervor bringen, wenn ſie nur den Einkünften gemäß ſind, und von ihnen übertroffen werden. Eben ſo kann ſelbſt zum Vortheil des guten Geſchmacks, der Grad von Vernunft unendlich groß ſeyn, wenn die andern Erfoderniſſe des Geſchmacks nur im gehörigen Verhältniſſe ſich dabey befinden. Iſt aber die Frage dieſe:

ist ein nach Verhältniß der Einbildungskraft und des Haltungsgefühls zu grose Vernunft dem Geschmacke schädlich? so kann man die Antwort nicht voraussehn. Allerdings ist sie ihm schädlich, so wie jedes von den andern beyden Stücken, wenn es, zufolge des Verhältnisses mit den übrigen, zu groß ist, dem Geschmacke hinderlich ist; aber freylich nicht wegen ihrer Größe, sondern bloß wegen dem Mißverhältnisse das dadurch unter den Eigenschaften des Geschmacks entspringt.

So viel ist wahr, der Grundtrieb der Seele selbst, zufolge welchem sie ihren Wirkungskreis von allen Seiten zu erweitern bemühet ist, ist von endlicher Schnellkraft; bey der Bearbeitung ihrer Fähigkeiten sind ihr, sowohl in der Ausdehnung als in der Verbreitung, Schranken gesetzt, daher findet man selten bey einem Menschen die überaus grose Vervollkommnung einer Kraft ohne zugleich eine Vernachläßigung anderer, die mit ihr nicht in einer genauern Verknüpfung stehen;

vor-

vorzüglich ſind die Fälle nicht häufig, wo die beyden Arten von Vervollkommung, nemlich die Erweiterung der Kräfte dem Grade und der Menge nach, ſich beyſammen finden. Viel und zugleich Vieles zu umfaſſen iſt eine Eigenſchaft der Leſſinge und der Kante; Eine Eigenſchaft ſeltner Jahrhunderterſcheinungen. Allgemein genommen wird es doch von der Erfahrung ziemlichbeſtätigt, daß intenſive und extenſive Größemenſchlicher Kräfte nicht am öfteſten vergeſellſchaftet ſind. Ein weitläuftiges Gedächtniß und die mit dieſem verknüpften Fähigkeiten, der Witz, die Einbildungskraft u. ſ. w. ſind eben nicht diejenigen Eigenſchaften, deren ſich die Algebriſten und die bloß ſpekulativen Metaphiſiker häufig rühmen können, ſo wie der Tief- und Scharfſinn nicht das eigentliche Werk der Sprachkundiger iſt. Da nun, wie ich gezeigt habe, zu dem Geſchmack Fähigkeiten von beyden Arten erfodert werden, als Vernunft und Einbildung, ſo kann es nicht

befrem-

befremden, daß man bey Menschen, die ihre Kräfte vorzüglich auf die Bearbeitung eines von diesen verwenden, die Fertigkeit das Schöne zu erkennen so spärsam antrifft; die Ursache liegt subjektive in dem Unvermögen des Menschen, nicht objektive in der Beschaffenheit dieser Kräfte. Dem tiefsinnigen Meßkünstler fehlt es zur Beurtheilung des Schönen an leichter Umfassung der Mannigfaltigkeit; dem unphilosophischen Naturaliensammler an Scharfsinn zur Bemerkung der Einheit; und dem Schulmann an richtiger Schätzung der einzelnen Stücke in dem Mannigfaltigen. Lasset den ersten seine Einbildungskraft, nach Verhältniß seiner Vernunft, vergrößern, den zweyten seine Vernunft üben und Begriffe zergliedern und vergleichen lernen, und den dritten Umgang mit der Welt und Kunstsachen sich erwerben, und ihr werdet sie in Gesetzgeber des Geschmacks verwandelt sehn; ihr werdet einen Kästner, einen Haller, einen Winkelmann vor euch haben.

Dieß

Dieß ſind alſo die zwey Hauptbedingungen, worauf alles beym guten Geſchmack ankömmt, die Erweiterung der drey erwehnten Fähigkeiten; und die Beobachtung des gehörigen Verhältniſſes unter ihnen. Das letzte ſcheint in den meiſten Fällen zur bloßen Erkenntniß und Beurtheilung der Schönheit, hinreichend zu ſeyn; zu deren Hervorbringung aber wird mehrer fodert. Die Kräfte müſſen angeſtrengt und ausgedehnt werden, wenn ſie bis zum Schaffen wirkſam werden ſollen. Auch ſcheint jenes oft die Folge eines bloß negativen Verhaltens zu ſeyn, zu dieſem hingegen gehöret wahre Thätigkeit. Daher läßt es ſich erklären, warum das Frauenzimmer zwar ein feineres Gefühl für das minderwichtige Schöne hat, und ein richtigers Urtheil in Geſchmacksſachen zu fällen im Stande iſt, als Mannsperſonen, und man gleichwohl ſo wenig Meiſterſtücke der Kunſt aus ihren Händen zu erwarten hat. Die Erziehung des Frauenzimmers geht ſelten dahin, daß

man irgend eine Seelenkraft besonders bey ihm zu erweitern sucht, noch werden sie alle sehr angestrengt; die Gegenstände seiner Beschäftigungen sind meistentheils so, daß dessen Kräfte nur in einem leichten Spiele erhalten werden, und keine wird vorzüglich vor den übrigen erhöhet; daher bleibt das Verhältniß, das von Natur schon zwischen den Kräften der Seele sich findet, ungestört, und dieß macht sie das Mannigfaltige und dessen Beziehungen in der Schönheit mit Leichtigkeit umfassen, wenn das erste nicht allzugroß ist, und die letzten nicht allzufein und verwickelt sind. Da aber Mannspersonen so wohl durch Erziehung als Temperament geneigt sind, ihren Fähigkeiten einen größern Grad von Ausdehnung zu geben, und unter diesen gemeiniglich eine zur herrschenden zu haben: so wird bey ihnen das natürliche Gleichgewicht unter den Kräften leichter aufgehoben. Daher wird bey ihnen im Ganzen das Gefühl für die Schönheit,

und der richtige Geschmack weniger allgemein anzutreffen seyn; hingegen muß man den wenigen glücklichen unter ihnen, die größten Wunder der Kunst zu verdanken haben.

Noch ein Umstand läßt sich aus dem obigen vortrefflich erklären, dieser nemlich, daß die muntern und aufbrausenden Jahre des Jünglings, da alle Kräfte noch, so zu sagen, in Gährung sind, dem großen und gründlichen Geschmacke nicht die günstigsten sind, obgleich sie zu den Produkten des Genies in andern Gegenständen, die mit dem Schönen in keiner Verbindung stehen, die fruchtbarsten zu seyn pflegen. Zu diesen wird eben die große unproportionirte lebhafte Wirksamkeit einer Kraft, wenn auch auf Kosten der übrigen, erfodert, und dazu sind die Jahre die besten, da der Geist noch frey von allen Schranken wirkt, und die Schwierigkeit, die aus dem Bedürfnisse, auch die übrigen Fähigkeiten zu bearbeiten, entspringt, nicht fühlt oder nicht achtet; da geht denn das

Genie ſeinen Weg ungeſtört fort, und thut Wunder. Zum reifen und gründlichen Geſchmack hingegen wird ſchon der weiſe proportionirte Gebrauch mehrerer Kräfte, genauere Kenntniß der Welt und der menſchlichen Seele; dazu werden Nachforſchungen der Gegenſtände, die verſchiedentlich auf dieſe wirken, erfodert, und dazu iſt der Jüngling ſelten aufgelegt; dazu gehören reifere und geſetztere Jahre, Jahre, da die auflodernde Flamme einer einzigen Fähigkeit bereits verpuft iſt, und eine weiſe ruhige Größe über die ganze Oekonomie der Seele ſich verbreitet hat. Dieſer Umſtand erſtreckt ſich ſo gar bis auf das Genie im Schönen ſelbſt, da deſſen erfindriſche Wirkſamkeit gemeinhin dem großen und reifen Geſchmacke vorgehet; Horaz und Leſſing, Boileau und Pope, waren alle erſt Erfinder, und dann wurden ſie Geſchmacksrichter; Hogart und Mengs waren lange vorher Künſtler, ehe ſie uns die Kunſt zu beurtheilen ſo vortrefflich lehrten; und ehe Friederich

derich seine Nebenregenten in der Kriegeskunst so meisterhaft unterrichtete, haben seine Feinde die Wirksamkeit seines kriegrischen Genies bereits mächtiglich empfunden. Dieß ist der wahre Gang des menschlichen Geistes; wer mit der Kritik den Anfang macht, wird selten ein groser Meister in der Ausübung werden; dieß hat die Geschichte der Litteratur von je her bestätigt, und noch unter uns bestätigt sie es fast täglich.

Wie haben wir es also anzufangen, wenn wir uns oder diejenigen, deren Erziehung uns obliegt, zeitig zum guten Geschmacke bilden wollen? Es ist offenbar, wir müssen diejenigen Fähigkeiten, die dazu erfodert werden, die Vernunft, die Einbildungskraft und das Haltungsgefühl zu vervollkommen suchen, und unter ein gehöriges Verhältniß bringen. Die Kräfte der Seele kommen darin mit den Kräften des Körpers, überein, daß sie durch die Uebung anwachsen. Je mehr sie angewendet werden, desto gröser wird

ihre Ausdehnung, und ihre Fertigkeit, immer mehr und mehr zu wirken und zu umfaſſen. Es iſt hier der Ort nicht, die Kunſtgriffe aus einander zu ſetzen, deren man ſich mit Vortheil bedienen kann, um in dem Gemüthe der Jugend dieſe oder jene Fähigkeit anzubauen; dieſer oder jener Kraft einen beſondern Schwung zu geben. Dieß iſt das Werk der Reauſſaus, der Rochius, der Baſedows; nur dieſes muß ich erwehnen, daß es zur Kultur des Geſchmacks nothwendig iſt, die verſchiedenen dazu gehörigen Kräfte nicht abgeſondert, auf verſchiedene Gegenſtände, ſondern immer auf einen und denſelben Gegenſtand zugleich üben zu laſſen. Bey dem Gebrauche der Vernunft muß die Einbildungskraft nicht verabſäumt werden; man muß ſuchen die feinſten und abgezogenſten Begriffe ſo viel, als möglich, in konkreto denken zu lernen, ſo wie umgekehrt bey den Beſchäftigungen der Einbildungskraft die Vernunft bey der Hand zu haben,

die die Aufſicht darüber führen muß; machet, möchte ich den Erziehern der Jugend zurufen, machet daß eure Untergebene mahleriſch philoſophiren, und wenn es möglich iſt, philoſophiſch träumen!

Aber die Vervollkommung der dritten erfoderlichen Fähigkeit, des richtigen Gefühls, das zur Erkenntniß der Haltung nothwendig iſt, iſt dasjenige, welches den meiſten Schwierigkeiten unterworfen iſt, und das, meiner Einſicht nach, den vorzüglichſten Grund enthält von der Verſchiedenheit des Geſchmacks unter einzelnen Menſchen ſo wohl, als unter ganzen Völkerſchaften; ein Umſtand, der, weil man deſſen Quelle nicht gehörig unterſucht hat, zu der irrigen Meynung Gelegenheit gegeben, daß das Schöne überhaupt gar nichts reelles enthielte, das außer dem Gehirne empfindſamer Weſen anzutreffen wäre, ſondern gleich den Erſcheinungen der gröbern Sinne, bloß in der ſubjektiviſchen Beſchaffenheit menſchlicher Or-

gane ſein Daſeyn habe; da doch im Grunde dieſer Schluß nicht weniger Unrichtiges enthält, als der Schluß von der Verſchiedenheit der Meynungen über jeden andern Gegenſtand der Natur, wie z. B. über die Bewegungsart der Himmelskörper, die Unſterblichkeit der Seele, das Daſeyn der dunkeln Begriffe, auf deren bloß ideale Wirklichkeit, in ſich begreifen würde. In beyden Fällen liegt die Urſache der Uneinigkeit, in der ungleichen Art die Kräfte anzuwenden, welche zur Erkenntniß der Sache nothwendig ſind. Unter dieſen Erkenntnißarten kann freylich immer eine nur die richtige ſeyn, nach der die übrigen geſtimmt werden müſſen, wenn ſie in Anſehung des Reſultats übereinkommen ſollen. Wer häufig ſich mit Streiten über Gegenſtände der Weltweisheit abgegeben, der weiß, wie oft man auch bey dieſen, den Streit mit einer Antwort des Nikomachus zu endigen, gezwungen iſt: nimm meinen Verſtand, und die Sache wird dir ſonnenklar erſcheinen!

Die

Die Vollkommenheit des Haltungsgefühls, sage ich, ist das schwierigste beym Geschmack, und dessen verschiedene Beschaffenheit zugleich der wichtigste Grund von der Verschiedenheit der Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit. Die Ursache liegt am Tage. Keine von den übrigen beyden Eigenschaften des Geschmacks ist mit demjenigen, was man Karakter des Menschen nennt, so sehr verknüpft, als diese. Vernunft und Einbildungskraft kann der Zornmüthige und der Sanftmüthige, der Grausame und der Mitleidige, in gleichem Grade besitzen; aber das Gefühl von den Eindrücken äußerer Gegenstände auf unsere Vorstellung, dieß ist mit allen unsern Neigungen und Begierden auf das genaueste verwebt, und kann unmöglich in Subjekten, wo diese verschieden sind, von ganz ähnlicher Beschaffenheit seyn, und in einem gleichen Grade sich befinden. Man weiß, wie sehr eine einzige heftige Begierde über alle unsere Empfindungen Meister ist, und aus welchen

entgegengesetzten Gesichtspunkten, verschiedene Begierden, einen und denselben Gegenstand uns betrachten lassen! Jede herrschende Neigung macht, daß diejenigen Gegenstände, die auf ihr eine genauere Beziehung haben, ihr günstig oder zuwider sind, mit doppelter Lebhaftigkeit empfunden werden; diejenigen aber, welche die Vorwürfe anderer Neigungen sind, die uns weniger am Herzen liegen, im dunkeln bleiben, und gar keine, oder nur eine geringe Wirkung auf uns haben. Und dieses gilt nicht nur von der herrschenden Begierde, sondern von allen übrigen Begierden und Neigungen; nach dem sie in einem ausgedehntern oder eingeschränktern Grade sich in uns finden, darnach sind ihre Vorwürfe von lebhafterer oder schwächerer Wirksamkeit auf unsere Vorstellung. Giebt es nun so selten zwey Menschen, bey denen alle Neigungen in ganz gleichem Grade sich finden, so kann man sich unmöglich über die Seltenheit wundern, zwey Menschen zu treffen,

auf

auf welche ein und derſelbe Gegenſtand immer eine und dieſelbe Wirkung hat; und da es, wie ich gezeigt habe, beym Geſchmack eine weſentliche Bedingung iſt, daß die Eindrücke der einzelnen Stücke im Mannigfaltigen eine gehörige, ihrem Antheil an der Einheit angemeſſene Lebhaftigkeit haben, ſo kann es nicht weniger befremdend ſeyn, zwey Menſchen von vollkommen gleichem Geſchmacke anzutreffen.

Nichts iſt dem Menſchen gewöhnlicher, als das Schöne mit dem Nützlichen zu verwechſeln; und nützlich iſt ihm alles, was ihm zur Befriedigung einer Begierde Vorſchub thut. So umgekehrt, was der Befriedigung einer heftigen Begierde nachtheilig iſt, iſt ihm ſchädlich, und er hält es oft eben deswegen für häßlich; ungeachtet Schönheit und Häßlichkeit an und für ſich Vollkommenheit und Unvollkommenheit ſind, die, ohne allen Einfluß auf die Sättigung anderer Leidenſchaften, in ſo fern ſchon empfunden, begehrt,

verabscheuet und beurtheilt werden müssen. Aber so ist der Mensch, die Leidenschaften und Gesinnungen, die einmal durch Temperament oder Erziehung Wurzel bey ihm gefaßt haben, geben immer den Hauptton an, nachdem er alle andere Saiten seiner Seele stimmt; und unbekümmert ihres eigenthümlichen Klanges, betrachtet er sie nur als wohl oder übellautend, in so weit sie mit dem Hauptton harmoniren oder nicht.

Der Ort, wo wir unser Glück gemacht, oder viele Freunde haben; der Garten, wo wir uns in dem Zirkel einer angenehmen Gesellschaft zu belustigen pflegen, kommen uns, auch abgesondert von diesen Annehmlichkeiten, in der Erinnerung als schön vor. Auf dem Boden, den die Geliebte unsers Herzens betritt, sehen wir nichts als Rosen, und das schönste Gewölk beziehet den Himmel, unter dem sie wandelt; dieß ist das Werk der vergesellschafteten Ideen. Alles, was mein ist, ist schön, und zwar deswegen schön, weil

es

mein iſt; dieß iſt das Werk der Eigenliebe. Mein klein Gärtchen hat eben keine groſse Vorzüge, und wenn es einem andern zugehörte, könnte es mir vielleicht mißfallen; aber es iſt mein Gärtchen, und ich weiß nicht, wie man in ſeiner Art ein ſchöneres haben kann. Dieß erſtreckt ſich alſo auf alles, was mit uns in einiger Verbindung ſtehet; mein Freund, ſagen ſo viele Leute, hätte ein ſehr häßliches Anſehn, ich finde dieſes gar nicht. Ich ſehe wohl, daß es keins von den gemeinen Geſichtern iſt, aber ich leſe ſo viel verborgene Schönheit und bedeutenden Ausdruck in einzelnen Zügen, daß ich das Ganze, wenn ich ein Künſtler wäre, mir als ein Muſter zum Apollo wählen würde. Meinen Feind hingegen nennt man einen Adonis; die Leute ſcheinen mir keine Augen zu haben. Die Eiferſucht macht nicht, daß ein Frauenzimmer dem andern die Schönheit abſpricht; ſie macht, daß es das andere nicht ſchön findet. Betrifft es gar Gegenſtände die das Werk unſerer Hände ſind, und

alſo

also mit uns in dem Verhältniß der Folgen mit der Ursache stehen, so gehört wahrlich ein großer Grad von Selbstverleugnung dazu, um unparteiischer Richter zu seyn. Schriftsteller und Künstler fangen alsdann erst an, über die Schönheit ihrer Werke billig zu urtheilen, wenn sie an deren Stelle andere hervorgebracht, die ihnen viel schöner deuchten, und ihre Liebe zu den ersten verringert haben. Man kann keines Vaters Urtheil über die Schönheit seiner Tochter trauen, eben so wenig als dem Urtheile der Mutter. Jener findet sie immer schöner, als sie wirklich ist, weil es seine Tochter ist; diese sehr oft, besonders wenn sie selbst noch auf Vorzüge der Schönheit Anspruch machen kann, häßlicher, weil sie doch immer auch Frauenzimmer ist: aber freylich nicht so häßlich, als wenn es gar eine fremde wäre. Und es versteht sich, je stärker der Grad von Eigenliebe bey dem Menschen ist, desto verworrner und unrichtiger wird das Urtheil über die Schönheit sei-

ner mit ihm verwandeten Dinge seyn. Von Leuten, gegen die die Natur Etwas freygebig mit dieser Schwachheit umging, wird die mindeste ihrer Kleinigkeiten, weil es ihre Kleinigkeiten sind, für das schönste und trefflichste in seiner Art gehalten; dieß erstreckt sich bisweilen so gar bis auf in die Augen fallenden Häßlichkeiten.

Den gröbern sinnlichen Vergnügungen und Mißvergnügungen ist es besonders eigen, unser Urtheil über die Schönheit zu verfälschen. Ein Frauenzimmer, von dem wir wissen, daß es einen stinkenden Athem hat, finden wir auf keiner Weise schön. Der Eckel ist der Tödter aller Ideen von Schönheit. Hingegen vermischen die Mannspersonen fast allemal die Empfindung der Schönheit eines Frauenzimmers mit der Idee des Vergnügens, das sie sich in ihrem Genusse vorstellen. Gemeiniglich ist man nicht lüstern nach einer Person, weil man sie schön findet, sondern man findet sie schön, weil man nach ihr lüstern

ſtern iſt. *) Jede Mannsperſon hat ihr eigenes Ideal im Kopfe, von dem ſie ſich den vollkommenſten Genuß der Wolluſt vorſtellt, und nachdem ein Gegenſtand dieſem Ideal ſich nähert, oder von ihm entfernt, darnach beſtimmt ſie den Grad ſeiner Schönheit. Daher kömmt die Verſchiedenheit der Urtheile über die Schönheit des Frauenzimmers unter Perſonen von verſchiedenem Alter, Temperament, unter verſchiedenen Nationen. Und ich glaube, wenn dem ganzen männlichen Geſchlechte der Auftrag gemacht würde, die Schönſte des andern zu beſtimmen, daß unter

*) „Ihre Haare ſind Gold„, läßt der ſpaniſche Weltweiſe Cervantes ſeinen Ritter von der traurigen Geſtalt von ſeiner Dulcinea ſagen, „Eliſiens Felder ihre Stirne, Himmelsbogen „ihre Augenbraunen, ihre Augen Sonnen, „Corallen ihre Lippen, ihre Zähne Perlen, „Albaſterihr Hals, Marmor ihre Bruſt, Hel„fenbein ihre Hände, und ihre Haut weiß wie „friſch gefallener Schnee. Ihre übrigen Reize „aber,

ter dieſem ſo wenig eine ſich finden würde, die nicht eine Stimme für ſich hätte, als eine ſeyn würde, die nicht die Stimme aller zu verdienen glaubte. Was ich von dem Urtheile der Mannsperſonen über die Schönheit des Frauenzimmers ſage, gilt ohne Zweifel auch umgekehrt von dem Urtheile der Frauenzimmer über die Schönheit der Mannsperſonen. Doch iſt zu vermuthen, daß im letzten Falle, die Verſchiedenheit in den Urtheilen nicht ſo groß ſeyn werde, als in dem erſten. Ich wage es nicht, die Urſache hiervon anzugeben; genug, es iſt die weiſe Einrichtung der Natur

„aber, welche Ehrbarkeit unſern Blicken „verbirgt, glaub ich gewiß, ſind ſo beſchaf„fen, daß man ſie durch eine lebhafte Phan„taſie in ihrer Vollkommenheit zwar den„ken, nimmer aber mit Etwas vergleichen „kann.“ Leben und Thaten des weiſen Junkers Don-Quixote von Mancha, erſter Theil. S. 146.

tur, daß der schwächere Theil des Menschengeschlechts, der eigentlich gewählt werden soll, in seinem Ideal von Genusse weniger schwierig, und von mehr Einförmigkeit ist, als derjenige, der zum wählen bestimmt ist. Im ganzen scheint die Winkelmannische Beobachtung, von unleugbarer Gewißheit zu seyn, daß alle unsere Urtheile über menschliche Schönheit unrein sind.

Die pöbelhafteste unter allen Leidenschaften, der Geiz, ist von gleichem Einfluß auf das Gefühl der Schönheit. Wenn es einem quälenden Geist einfiele, den Schatten eines Geizigen mit der Empfindung des Eckels und des Abscheues zu martern, so darf er sicherlich ihn nur in die Bildergallerien und prächtigen Palläste seines vernünftigern Erben führen. Die einzige Idee von Verschwendung und unnützen Ausgaben, die sich bey der Anschauung eines Kunstwerks dem Geizigen darbietet, macht es ihm unausstehlich, und erweckt in ihm ein Abscheu dafür, ob es gleich

das Eigenthum eines andern iſt. Daher findet man ſo ſelten, daß Geizige, ſelbſt an den Schönheiten des gemeinen Weſens Vergnügen finden, und die öffentlichen Schauſpiele und Spaziergänge beſuchen, ungeachtet ſie den Genuß unentgeltlich haben können. Dieſe Unglücklichen ſetzen den Werth jeder Vollkommenheit, nicht in ihren wirklichen Genuß, ſondern bloß in das Vermögen, ſie genießen zu können; und da das Geld in der That dasjenige Mittel iſt, durch welches man zum Genuſſe ſo vieler Vollkommenheiten gelangen kann, ſo bleiben ſie bey dieſem ſtehen, und ſehen jede Verwendung deſſelben, als ein Verluſt ſo vieler Arten von Vergnügungen an, die ſie dafür hätten genießen können, ob ſie gleich ſie nie genoſſen hätten. *)

*) Dieß iſt ein Umſtand der den Geiz unter allen übrigen Leidenſchaften beſonders karakteriſirt. Jede andere Begierde hat immer eine gewiſſe Art von Genuß zum Entzweck, daher kann ſie zwar, beſonders wenn ſie die herrſchende im Karak-

Der Geſchmack aber iſt gerade diejenige Fähigkeit, welche am wenigſten das Ausſchlieſſende unter den Neigungen und Kräften der Seele duldet; er erfodert vielmehr einen verhältnißmäßigen Grad unter allen, damit eine richtige Vorſtellung von den einzelnen Stücken in dem Mannigfaltigen entſpringe. Und wie kann dieſer bey einem Menſchen ſtatt finden, in deſſen Seele, alles Mannigfaltige auf einen einzigen unfruchtbaren Gegenſtand hinausläuft? Ich habe einſt einen ſolchen Elenden kennen gelernt, der ſeit vielen Jahren, abgeſondert

Karakter iſt, vor der Befriedigung ausſchlieſſend ſeyn, und jedes andere Verlangen in der Seele verdunkeln; hingegen nach der Befriedigung verhindert, ſie nicht, daß nicht auch die übrigen Begierden erwachen, und die Seele nicht nach andern Arten von Genuß ſich ſehnet. Der Geiz aber erſtreckt ſich auf das Mittel vieler Arten von Genuß, froh werden zu können, und eben darum iſt er ausſchließend, indem nach einer jeden Befriedigung,

dert von allem menſchlichen Umgange, ſich von der Mildthätigkeit einiger Freunde unterhalten ließ; er ſtarb und hinterließ ein anſehnliches Vermögen. Das vornehmſte Geſchäft in ſeinem Leben war, daß er immer fort am Fenſter ſtund, und die vorübergehenden wohlgekleideten Menſchen fluchte und anſpie, und das Ideal der Schönheit, daran er ſein ganzes Gemüth weydete, waren ihm ſeine güldenen Münzen, die er täglich muſterten und ſtundenlang betrachtete.

gung, in dem Gemüthe des Geizigen jede andere Begierde ſchon befriedigt iſt. Dieß iſt auch wohl mit eine Urſache, warum von jeder andern herrſchenden Leidenſchaft, die Menſchen ſo oft zurückkommen, auf ganz fremde oder gar auf entgegengeſetzte verfallen; nur beym Geiz iſt dieſes eine ſehr ſeltene Erſcheinung. Wer einmal ſeiner Fahne geſchworen, verläßt ſie nie, es iſt nichts, deſſen Reiz ihn abtrünnig machen ſollte. Er befriedigt unter ſeinem Dienſte alle Leidenſchaften, da er im Grunde keine befriedigt.

Ich finde es nicht für nöthig, mich bey der fernern Auseinandersetzung anderer Leidenschaften, weitläufig aufzuhalten; genug, daß, wie ich gesagt, jede herrschende Leidenschaft unter den übrigen den Ton angiebt. Unter diesen sind einige, welche mit jener in einer nähern Verbindung stehen, und nach dem Grade dieser Verbindung, werden die Vorwürfe derselben einen stärkern oder schwächern Grad von Verlangen bey uns erwecken; andere sind ihrer Beschaffenheit nach, der herrschenden gerade zuwider, und in gleichem Grade müssen ihre Vorwürfe Abscheu erregen; hingegen werden die Vorwürfe derer, welche auf die Hauptleidenschaft gar keine Beziehung haben, wenn es deren giebt, weder einen ansehnlichen Grad von Verlangen noch von Abscheu hervorbringen, sondern das Gemüth in dem Zustande der Gleichgültigkeit lassen. Gesetzt nun, es befinden sich, unter der Mannigfaltigkeit eines Kunstwerks, einzelne Stücke, welche auf die herrschende Leiden-

schaft

ſchaft eines Subjekts eine genauere Beziehung haben, ſie begünſtigen oder ihr zuwider ſeyn, ſo werden ſie auf dieſes Subjekt den lebhafteſten Eindruck machen; die übrigen Stücke hingegen, die mit der herrſchenden Leidenſchaft gar keine, oder nur eine geringe Verwandſchaft haben, werden nur eine ſchwache Aufmerkſamkeit erwecken. Trifft es ſich nun, daß gerade die Erſten den wichtigſten, und die Letzten nur einen geringen Antheil an der Hauptwirkung des Ganzen haben, ſo wird des Werkes Schönheit für dieſes Subjekt die richtigſte Uebereinſtimmung, die vollkommenſte Haltung haben. Bey einem andern Subjekte, kann das Verhältniß der Leidenſchaften unter einander, das Entgegengeſetzte ſeyn, ihm können die Vorwürfe der herrſchenden Leidenſchaft des Erſten, die gleichgültigſten Gegenſtände ſeyn, und ſo umgekehrt, was jenem gleichgültig iſt, kann auf ihn den lebhafteſten Eindruck machen; auf ihn muß alſo eben dieſes Kunſtwerk die entgegengeſetzte

Wirkung haben, das Ganze kann ihm nicht anders, als diſsproportionirt und ohne Haltung erſcheinen. Die Nebenfigur auf einem Gemählde kann vielleicht in der ganzen Gruppe, dem Ideal des Genuſſes eines Menſchen, am nächſten kommen, und folglich den gröſsten Theil ſeiner Aufmerkſamkeit an ſich ziehen; da ſie aber von dem Künſtler in der Unterordnung des Mannigfaltigen, nur eine Nebenſtelle bekommen hat, ſo muß ſich in der Vorſtellung dieſes Menſchen vom Ganzen, Etwas Unharmoniſches und Widerſinniges mit einmiſchen, das den Begriff der Schönheit vernichtet oder wenigſtens verunſtaltet. Auf den eiteln Menſchen von kleinem Geſchmacke, macht das Zierliche überhaupt, und alſo auch bey einem Gebäude, einen ſtarken Eindruck; die Gothiſche Bauart muß daher bey ihm von beſonderer Schönheit ſeyn, bey welcher der Zierrath zugleich einen ſo groſsen Antheil an der Wirkung des Ganzen hat. Dem erhabenen griechſchen Auge muß dieſes Miſsverhältniß unausſtehlich ſeyn.

Aber

Aber wie? wenn einmal die herrſchenden Leidenſchaften ſo wohl, als das Verhältniß unter den Neigungen überhaupt, bey den Menſchen ſo verſchieden ſind, wie muß es der Künſtler anfangen, um ſeinem Kunſtwerke diejenige Haltung zu geben, welche dem vollkommenſten Geſchmacke am angemeſſenſten iſt? Giebt es für ihn dennoch eine oberſte Regel, welcher er ſein Werk anpaſſen kann, und die deſſen Werth unabhängig von aller ſubjektiviſchen Verſchiedenheit feſtſetzt? — Dieſe Frage ſcheint mir mit einer andern zuſammen zu fallen; giebt es, bey der ſo großen Mannigfaltigkeit von herrſchenden Neigungen unter verſchiedenen Menſchen, dennoch eine oberſte Verhaltungsregel für den Menſchen überhaupt, nach welcher er, den Zügel jeder Leidenſchaft anziehen oder ſchießen laſſen muß, und die folglich den Plan zu ſeiner höchſten Glückſeligkeit enthält? — Wird dieſe verneint, ſo befinden wir uns freylich in Anſehung der Sittlichkeit ſo wohl, als in Anſehung des

Schönen, in eben dem Falle, als in Anſehung des gröbſten ſinnlichen Kützels; und es läßt ſich eben ſo wenig allgemein angeben, was gut, was ſchön iſt, als überhaupt ſich beſtimmen läßt, was wohl, was übelſchmeckend iſt. Wird ſie aber bejahet, ſo iſt kein Grund, warum wir nicht eben dieſe Regel, zugleich die oberſte Regel für den Künſtler ſeyn laſſen; vorzüglich, da doch ſeine Abſicht iſt, durch Vorſtellungen Luſt zu erwecken, und kein Gegenſtand unter einer andern Bedingung Luſt gewährt, als in ſo fern er Vollkommenheit iſt, d. i. in ſo fern er ein Moment des großen Entzwecks, wornach das Triebwerk alles Lebenden gerichtet iſt, der höchſten Glückſeligkeit, ausmacht, oder als ein ſolches vorgeſtellt wird!

Und wohl muß ſie bejahet werden, dieſe ſo erhebliche Frage: wer könnte ſich auch wohl den Gedanken einfallen laſſen, daß die Natur, das Künſtlichſte ihrer Werke, den Menſchen ſich gedacht, ohne zugleich einen

Plan

Plan zu deſſen höchſter Vollkommenheit entworfen, und ein allgemeines Mittel für das ganze Geſchlecht beſtimmt zu haben, wodurch es zu dieſer Stufe gelangen kann? Alle Bäume, die zur Hervorbringung einerley Früchte beſtimmt ſind, erreichen ihre höchſte Vollkommenheit unter einerley Bedingungen; ſie haben dieſelbe Struktur, erfodern dieſelbe Wartung, dieſelbe Beſchaffenheit des Bodens, daſſelbe Klima. Alle Thiere, die von der Natur, nicht von den Naturforſchern, durch ihr geſelliges Leben, ihre Begattung, ihren gleichförmigen Bau, zu einem Geſchlechte beſtimmt ſind, erfüllen ihren großen Entzweck der Schöpfung auf einerley Weiſe; ſie beſitzen dieſelbe Organen, dieſelben Triebe, erfodern denſelben Himmelsſtrich, dieſelbe Zeit zur Fortpflanzung u. ſ. w. Nur die Menſchengattung ſollte ſo forglos den Händen der Schöpfung entfallen ſeyn, daß es eines jeden einzelner Willkühr überlaſſen wäre, unabhängig von den übrigen, ſich eine eigene Bahn zu brechen,

chen, und nach einem eigenen Ziele hinzuwandeln? Gerade er, bey dem die Natur es durch die Neigung zum gesellschaftlichen Leben, am deutlichsten bezeichnet hat, wie sehr er Glied einer gröſsern Kette ist, gerade er soll in dem wichtigsten Unterscheidungsstück einer Naturgattung, in der Anwendung einerley Mittel zur höchsten Vollkommenheit, eine abgesonderte Einheit ausmachen? —

Die Erkenntniß keines Gegenstandes ist in uns so vollkommen, als die Erkenntniß unsers Selbsts, so eingeschränkt auch diese noch immer seyn mag. Von jedem andern Naturdinge haben wir nur die Vorstellung seiner äußern Schale, und wenn es hoch kömmt, einiger seiner Beziehungen auf Nebendinge; die Beschaffenheit unsers eigenen Wesens hingegen kennen wir durch inneres Bewustseyn, wir haben die Empfindung aller unserer Kräfte durch das Anschauen, nicht durch Schlüße; und die Wirkungen dieser Kräfte lehren uns aufs deutlichste ihr Daseyn, ohne Ausnahme,

bey

bey allen unſern Nebenmenſchen. Bey ihren körperlichen Arbeiten iſt die Natur weit weniger ſchwierig; ſelbſt bey Schaffung des menſchlichen Körpers entwiſcht manchmal der Ton, auf einem Augenblick, ihrer äußerſten Aufmerkſamkeit; und ein Menſch, dem die Empfindſamkeit irgend eines ſinnlichen Organs, oder die Beweglichkeit eines Muskels gänzlich mangelt, gehört eben nicht zu den ſeltenſten Seltenheiten. Aber in den Stunden, da ſie mit Seelenbildung beſchäftigt iſt, ſcheint ſie ihr ganzes plaſtiſches Vermögen zu konzentriren, und mit der genaueſten Sorgfalt jede Eigenſchaft, jedes Saamenkörnchen zukünftiger Glückſeligkeit in dem Geiſte einzufaſſen. Daher von dieſer Seite die Abweichungen ſo ſelten ſind, daß die Geſchichte ſchwerlich das Beyſpiel eines Menſchen aufzuweiſen hat, bey welchem die Spuren einer einzigen Seelenfähigkeit, gänzlich vermißt worden wären. Der Grundſtoff aller Kräfte und Neigungen, der in mir vorhanden iſt, findet

ſich bey allen meinen Mitmenſchen: Vernunft, Einbildungskraft, Gedächtniß, Liebe, Haß, Zorn, Mitleiden u. ſ. w. Wer hat noch einen Menſchen entdeckt, dem es an einem von dieſen gänzlich gemangelt hat? Wahrlich dieſe Entdeckung kann nicht leichter ſeyn, als die Entdeckung eines Bibers, dem der Trieb zum Bauen, oder einer Spinne, welcher der Trieb zum Weben gänzlich fehlt!

Und eine deutlichere Sprache, als dieſe Allgemeinheit der Eigenſchaften, bedarf die Natur nicht, um ihre Abſicht bey der Beſtimmung der Menſchengattung zu erkennen zu geben. Siehe um dich, ruft ſie dem Menſchen zu, ſiehe das Thier, den Baum, den Stein, wie dieſe ihre Beſtimmung dadurch erfüllen, daß die wenigen Kräfte, die ich in ſie gelegt, immerfort ausgeübt, und in beſtändiger Thätigkeit erhalten werden, bis ſie ihre vollkommenſte Reife erlangt haben, und dann abſterben*; dir ſind mehrere und mannigfaltigere Fähigkeiten zu Theil geworden;

du beſitzt über dieſes noch eine freye Will-kühr, die dir eine unumſchränkte Herrſchaft über ſie giebt; ſuche auch du, ſie in beſtändiger Thätigkeit zu erhalten, übe ſie, und dehne deinen Wirkungskreis ſo weit von allen Seiten aus, als dir möglich iſt, und du wirſt glücklich ſeyn! Aber von allen Seiten ſuche dich vollkommener zu machen; keine einzige Kraft, keine einzige Neigung, laſſe ungebraucht, unverbeſſert: denn wiſſe, ich bin nie mit der Austheilung meiner Gaben verſchwendriſch. Das kleinſte Gefäßchen in deinem Körper, die kleinſte Fähigkeit in deiner Seele, würde ich ergeizt haben, wären es nicht zu deiner höchſten Glückſeligkeit unentbehrliche Stücke!

Aber ſie ſind menſchliche Eigenſchaften, die Eigenſchaften der menſchlichen Seele, folglich von endlichem Gehalte, und unter ihnen finden ſich nicht wenige, die ihrer Beſchaffenheit nach, einander entgegengeſetzt ſind, von denen alſo keine auf einen allzu hohen Grad

gebracht

gebracht werden kann, ohne daß eine andere, um ein Merkliches zurück gesetzt werden muß, wie z. B. Freygebigkeit und Sparsamkeit, Standhaftigkeit und Mitleiden, Unwille über empfangene Beleidigungen und Sanftmuth; auch können selbst unter den verträglichen, nicht alle auf einen gleichen Antheil an der höchsten Glückseligkeit, und folglich auch nicht auf einen gleichen Grad von Wartung, Anspruch machen. Einige sind von mehrerem, andere von wenigerm Einfluß auf dieselbe; die Neigungen z. B. deren Befriedigung zur Aufrechthaltung der Gesellschaft nothwendig sind, leisten einen größern Beytrag, als diejenigen, die auf bloß eigennützige Lüsten zielen; unter diesen wiederum, ist der Grad der Wichtigkeit verschieden, nachdem sie dem Verlangen nach der Selbsterhaltung, näher oder entfernter sind. Daraus siehet man, daß der Mensch, um der Foderung der Natur Genüge zu thun, nicht ohne Unterschied diese oder jene Kraft übermäßig ausdehnen, diese oder jene Neigung

übermäßig erweitern darf, sondern daß er, bey der Bearbeitung seiner Fähigkeiten, ein gewisses Verhältniß unter ihnen treffen muß, zufolge welchem, die weniger erheblichen den mehr erheblichen untergeordnet werden, alle insgesammt einander befördern, und nicht nur das daraus entspringende Resulta: der Vollkommenheit, der Summe nach, das größte ist, sondern auch unter den Kräften die es hervorgebracht, die größte Harmonie statt findet.

Ich behalte es mir vor, die genauere Entwicklung dieser Theorie und ihrer Fruchtbarkeit in der Sittenlehre, in einem größern Werke weitläufiger auseinander zu setzen; das wenige Angeführte scheint mir doch hinreichend zu beweisen, daß es für das menschliche Geschlecht nur einen allgemeinen Weg giebt, auf welchem es zu seiner höchsten Glückseligkeit gelangen kann; und daß dieser, in einer proportionirten Bearbeitung und Erweiterung seiner Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte besteht. Und wie ich bereits gesagt

habe, wenn dieſes iſt, ſo dürfen wir uns nicht lange nach der allgemeinen objektiviſchen Regel, in Anſehung der Haltung für den Künſtler, umſehen; ſie iſt die Regel der höchſten Glückſeligkeit. — Er ſuche das Verhältniß unter der Mannigfaltigkeit in ſeinem Werke demjenigen gleich zu machen, welches die Beſtimmung des Menſchen heiſcht; den Vorwürfen ſolcher Neigungen, welche an der höchſten Glückſeligkeit den größten Antheil haben, gebe er die größte Wirkung im Ganzen, das ſtärkſte Licht und den lebhafteſten Ausdruck; die Vorwürfe minder erheblicher Neigungen laſſe er einen geringern Antheil an der Hauptwirkung haben, er gebe ihnen eine größere Entfernung und ein ſchwächeres Licht. Nach eben dieſem Maaßſtabe beſtimme er die ganze Unterordnung und das Intreſſe aller einzelnen Stücke in der Mannigfaltigkeit. Und ſo wird er der Meiſter eines Werks werden, das einen objektiviſchen innern Werth enthält, und das eben ſo wenig von der Verſchieden-

heit

heit ſubjektiviſcher Erkenntniß abhängig iſt, ſo wenig das Ideal der Tugend an und für ſich, der mindeſten Abwechſelung unterworfen iſt, weil ſie bisweilen von ganzen Völkerſchaften, von ganzen Jahrhunderten, verkennt wird. Tugend und Schönheit ſind ein Paar Säulen, die der Schöpfer zur Stütze menſchlicher Glückſeligkeit errichtet hat, und wenn auch das ganze Geſchlecht ſo ausartete, daß Laſter und verdorbener Geſchmack es ganz überſchwemten, ſo bleiben jene doch unerſchüttert, gleich wie die Sonne, wenn trübe Wolken ihrer Strahlen die Erde berauben, deſſen nicht achtend, ihr Licht behält, und unbekümmert ihren Weg fortwandelt, einſt zertheilt ſich doch das Gewölk, und ihr Glanz bricht ungeändert hervor. — Es verſteht ſich ohne mein Erinnern, daß ich bisher bloß vom Ideal der Schönheit geſprochen, und daß dieſes von Menſchen eben ſo wenig erreicht werden kann, als das Ideal der Tugend ſelbſt; genug daß wir nur das Muſter der

höchſten Vollkommenheit vor uns haben, um uns und unſere Werke darnach zu bilden. Laßt uns ſtreben, ſo viel als möglich es zu erreichen: wer von uns ihm am nächſten kömmt, wird beziehungsweiſe der Tugendhafteſte ſeyn, beziehungsweiſe den vollkommenſten Geſchmack haben.

Nach dieſer Theorie läßt ſich der Zweifel leicht aufheben, ob die Sittlichkeit einen Einfluß auf den guten Geſchmack hat? Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß ſie, wegen des wichtigſten Stücks beym Geſchmack, der Haltung, in einander fallen: denn iſt einmal in der Oekonomie der Seele eine ſolche Ordnung eingeführt, daß jeder ihrer Beſtandtheile diejenige Kultur empfängt, die ihm als Moment der Glückſeligkeit gebührt, — und nichts anders iſt doch Sittlichkeit, — ſo werden auch die verſchiedenen Eindrücke des Mannigfaltigen in Kunſtwerken, gerade die Lebhaftigkeit in der Seele haben, die ihrem Range in der Glückſeligkeit an angemeſſenſten

iſt,

iſt. Stimmt nun die Haltung des Werks mit dieſem Verhältniſſe überein, ſo wird deſſen Anſchauung Luſt gewähren, und ſeine Vollkommenheit in der Erſcheinung, als Schönheit erkannt werden; iſt ſie aber demſelben zuwider, machen z. B. geringe Momente der Glückſeligkeit Hauptheile im Ganzen aus, und ſind wichtigere, als Nebentheile angebracht, ſo muß nothwendig in der Seele, wegen der Dißharmonie, die Empfindung der Unluſt entſtehen, deren objektiviſche Urſache in der Erſcheinung, Häßlichkeit iſt. Die Anwendung auf die entgegengeſetzte Beſchaffenheit, auf die Unſittlichkeit, hat keine Schwierigkeit; bey dieſer findet ſich die Kultur der Neigungen und Kräfte in einem unrichtigen Verhältniſſe mit dem Grade ihres Antheils an der höchſten Glückſeligkeit; daher müſſen die Vorwürfe in der Mannigfaltigkeit eines Kunſtwerks, wenn es in einem unſittlichen Gemüthe Empfindung der Schönheit hervorbringen ſoll, gleichfalls eine ſolche Haltung haben,

die dem ſubjektiviſchen Verhältniſſe unter deſſen Neigungen entſpricht, folglich dem objektiviſchen zur höchſten Glückſeligkeit erfoderlichen, gerade zuwider iſt. **Der verdorbene Geſchmack iſt der nächſte Verwandte von der Verderbniß der Sitten.**

Aber wohl verſtanden, ich will keinesweges ſagen, daß je moraliſch beſſer ein Menſch iſt, er deswegen ein deſto größerer Künſtler oder Kunſtverſtändiger ſeyn muß, oder daß ein ſittliches Volk deswegen die ſchönſten Statuen haben muß. Der Einfluß zwiſchen Geſchmack und Sittlichkeit, erſtreckt ſich nur auf die Fähigkeiten überhaupt, die zu einem jeden von dieſen erfodert werden, nicht auf ihre beſtimmte Anwendung auf einen dieſer Gegenſtände. Es iſt einmal ſo mit den Eigenſchaften unſerer Seele, daß die Anwendung einer und derſelben Kraft auf gewiſſe Gegenſtände mit mehr Leichtigkeit und Fertigkeit geſchiehet, als auf andere. Nicht alle Menſchen von Einbildungskraft ſind zur Anwendung derſelben

auf

auf alle Verwürfe dieſer Kraft, in gleichem Grade angelegt: ſo wie jedes Gedächtniß ſeine eigene Dinge hat, zu deren Umfaſſung es am geſchickteſten iſt. Der beſte Mineraliensammler kann ein ſehr ſchlechter Kräuterſammler ſeyn, und der gröſte Sprachkündiger kann vielleicht zu beyden Arten von Kenntniſſen untauglich ſeyn, ungeachtet es eben dieſelbe Fähigkeit iſt, die zu allen dreyen erfodert wird. Die Urſache iſt, theils die Gewohnheit, welche den Umgang mit einer gewiſſen Art von Gegenſtänden dadurch erleichtert, daß ſie den dunkeln mit dieſen Gegenſtänden vergeſellſchafteten Begriffen eine gröſſere Fertigkeit mittheilt, die deutlichen Hauptideen zu unterſtützen; theils die Vorſtellung der Vollkommenheit in der Anwendung der Kraft, welche die einzige wirkſame Triebfeder iſt, ſie in Thätigkeit zu ſetzen, und die aus mancherley Urſachen, in der Beſchäftigung mit einer Art Gegenſtände gröſſer ſeyn kann, als mit einer andern. So iſt es auch in un-

ſerm Falle; die ſubjektiviſche Fertigkeit, die Kräfte und Neigungen immer in einem gehörigen Verhältniſſe auszuüben, befördert allerdings das Vermögen, die Schönheit zu erkennen und zu beurtheilen, da ſie ebenfalls eine unumgängliche Bedingung dieſes Vermögens iſt; allein zur thätigen Anwendung der Kräfte überhaupt auf Schönheitsvorwürfe, müſſen noch andere Umſtände hinzukommen, Umſtände, welche die Seele vorzüglich beſtimmen, auf Gegenſtände des Geſchmacks ihre Kräfte zu üben, und beſonders nach der Luſt, die aus der Art von Vorſtellung ſinnlicher Vollkommenheit entſpringt, zu ſtreben. Ich halte mich abermals bey der genauen Zergliederung dieſer Umſtände nicht auf, und überlaſſe ſie den praktiſchen Weltweiſen. Es iſt ihre Sache, zu zeigen, wie in der Erziehung, durch Beyſpiele, Aufmunterungen, Belohnungen u. ſ. w. dem Urtriebe der menſchlichen Seele eine ſolche Wendung gegeben werden muß, daß dieſe die Schönheit vorzüglich zum Vorwurfe der Thätig-

tigkeit ihrer Kräfte wählt, und daß die Vollkommenheit in der Erscheinung einen lebhaften Eindruck auf ihre Vorstellung hervorbringt.

Ich glaube nunmehr die vorzüglichsten Eigenschaften genugsam auseinander gesetzt zu haben, deren Bildung und verhältnißmäßige Erweiterung der gute Geschmack erfodert. Sie laufen auf diese drey hinaus, Vernunft, Einbildungskraft und Haltungsgefühl, so wie das Wesen der Schönheit, des Geschmacksgegenstands, aus diesen drey Eigenschaften zusammengesetzt ist, als Einheit, Mannigfaltigkeit und Haltung. Ich wiederhole es aber noch einmal, die übrigen Seelenfähigkeiten, der Witz, der Scharfsinn, die Begierde nach dem Neuen, und das ganze übrige Heer von Kräften, Neigungen und Empfindungen, sind nicht desto weniger zum guten Geschmacke nothwendig, eben so, als ihre Vorwürfe, Aehnlichkeit, Kontrast, Neuheit u. s. w. zur Schönheit erfodert werden; allein mit dem Unterschied, daß diese

zwar unmittelbar zur Materie und deren Erkenntniß unentbehrlich sind, welche der Schönheit und dem Geschmacke, d. i. der Form und ihrer Erkenntniß, voraus gehen muß; so bald aber diese einmal vorausgesetzt wird, so ist der Einfluß aller übrigen Fähigkeiten auf die eigentliche Form, auf die Schönheit und ihre Erkenntniß, nur mittelbar, in so fern sie mit den drey erwehnten Haupteigenschaften, der Vernunft, der Einbildungskraft, und dem Haltungsgefühle verknüpft sind, und sie befördern; da diese hingegen die unmittelbar zur bloßen Formerkenntniß nothwendigen Fähigkeiten ausmachen, ohne welche keine Vorstellung von Schönheit sich gedenken läßt. Nachdem nun eine von diesen Eigenschaften in der Seele, oder einer ihrer Vorwürfe in dem Kunstwerke, vor den beyden übrigen besonders hervorsticht, darnach wird von der einen Seite die Schönheit, und von der andern Seite der Geschmack einen eigenthümlichen Karakter erlangen, welcher

durch

durch die verſchiedene Benennungen, die man ihm gewöhnlich beylegt, bezeichnet wird. Wenn z. B. die Einbildungskraft die hervorſtechendſte unter den übrigen Fähigkeiten iſt, ſo entſtehet der ausgebreitete Geſchmack (guſtus extenſus), der viele Schönheiten und Häßlichkeiten in einem Kunſtwerke zu entdecken, und zu umfaſſen im Stande iſt; das herrſchende Haltungsgefühl macht den geſunden und richtigen Geſchmack (ſapor non corruptus non publicus); aus dem verſtärkten Haltungsgefühl, verbunden mit einem großen Grad Vernunft, entſpringt der feine Geſchmack (guſtus delicatus), vermittelſt welchem, die verborgenſten Schönheiten und Häßlichkeiten empfunden werden, u. ſ. f. Zum großen Griechiſchen Geſchmacke hingegen wird der verhältnißmäßige ſtarke Grad aller dreyen Fähigkeiten erfodert. Eben ſo laſſen ſich die entgegengeſetzten Beſchaffenheiten des Geſchmacks, deſſen verſchiedene Ausartungen, leichte beſtimmen; nach dem nemlich eine von den drey Fähigkeiten einen

zu schwachen Grad von Ausdehnung hat, oder von verderbener Beschaffenheit ist, darnach wird der Geschmack, ein eingeschränkter, kleiner, kindischer, verdorbener, kranker, u. s. w. werden. Wer übrigens eben diese Verschiedenheit unter den herrschenden Fähigkeiten, in den Schönheitsvorwürfen selbst untersuchen will, der darf nur die Werke Sophokles, Shakespears, Corneillens und des Schauspieldichters Gouscheds gegen einander vergleichen. —

Aus dem vorhergehenden folgt nunmehr, daß der Geschmack zweyer Subjekte, entweder nach einem zwiefachen Verhältnisse, der Vernunft und der Einbildungskraft, geschätzt werden muß, und zwar der Vernunft schlechtweg, der Einbildungskraft aber, wie oben bewiesen worden, in einer gewissen Potenz, eben so wie bey der Schönheit das Verhältniß der Mannigfaltigkeit nach einer gewissen Potenz bestimmt werden muß; oder da, wie ich gezeigt habe, die Ursache, daß die Mannigfaltigkeit

tigkeit mehr zur Schönheit beyträgt, als die Einheit, in der Haltung liegt, welche mit jener verbunden ist: so können wir vielmehr von der Schönheit sagen, sie verhalte sich schlechtweg in einem dreyfachen Verhältnisse, der Einheit, Mannigfaltigkeit und der Haltung, und folglich der Geschmack gleichfalls schlechtweg, wie die Vernunft, die Einbildungskraft und das Haltungsgefühl.

Und so glaube ich, ist die Beantwortung der Frage: was ist dasjenige, das macht, daß bey einigen Nationen der gute Geschmack blühet, und bey andern keine Spuren davon anzutreffen sind? bey einigen sich erhält, bey andern der Abwechselung unterworfen ist? wenigen Schwierigkeiten ausgesetzt; es ist eben dasjenige, was diese Verschiedenheit bey einzelnen Menschen hervorbringt. Alles, was bey einem Volke der Kultur der drey erwehnten Fähigkeiten beförderlich ist, und sie zur Anwendung auf Gegenstände der Schönheit lenkt, enthält zugleich den Grund zum

Wachs-

Wachsthum, zur Ausbreitung und zur Erhaltung des guten Geschmacks unter demselben; und so umgekehrt, je mehr Hinderniß die Verfassung eines Landes der Bearbeitung dieser Fähigkeiten, und ihrer Uebung in Schönheitsgegenständen, in Weg legt, desto weniger wird der gute Geschmack auf dessen Boden fortkommen, und wenn er einmal zu blühen angefangen, muß er gar bald wiederum verblühen, oder in Ausartung gerathen. Laßt uns nunmehr die vornehmsten Umstände erwegen, welche bey ganzen Völkerschaften, auf die zum Geschmack erfoderlichen Fähigkeiten, von besonderm Einflusse sind.

Erstlich, die Freyheit im Denken. Je weiter der Wirkungskreis ist, den die Seele bey der Ausübung einer Kraft vor sich siehet, desto größer ist die Lust, die das Wirken ihr gewährt, desto mehr strengt sie sich an, um immer weiter vorwärts zu kommen. Jeder Anblick einer Gränze hingegen macht sie niedergeschlagen und muthlos; die Vorstellung

der

der Schranken, die bey der Wirksamkeit sich ihr darbieten, vergällt die angenehme Empfindung, die ihr aus dem innern Bewußtseyn ihrer Vervollkommung erwächst. Sie verläßt alsdenn auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit die Gegend ganz und gar, wo sie die Umzäumung so nahe vor Augen hat, und wählt sich lieber eine andere, wo sie die meiste Freyheit hat, und die Schranken am entfernsten von ihr abstehen. Dieß gilt von ihren Vernunftbeschäftigungen, so wie von jeder andern Uebung ihrer Fähigkeit. Das Land, in dem es Gedanken giebt, deren Aeußerung man mit dem Scheiterhaufen oder der Folter büßen muß, wird selten ein Genie hervorbringen, das selbst in dem erlaubten Gebiethe der Vernunft sich besonders hervorthut. Da nun die Vernunft einen so großen Antheil an dem guten Geschmacke hat, so siehet man leicht, warum die Freyheit im Denken, auf dessen Kultur gleichfalls einen so großen Einfluß haben muß. Dieß scheint im

Gan-

Ganzen ſich ungemein zu beſtätigen; je entfeſſelter der menſchliche Geiſt in einem Lande iſt, wenn ſonſt wegen andern Umſtänden keine Hinderniſſe da ſind, deſto blühender ſind in ihm Künſte und Wiſſenſchaften. Man darf nur einen Vergleich zwiſchen den orthodoxen katoliſchen und den proteſtantiſchen Ländern anſtellen. Spanien ſoll, wie Dübos bemerkt, ob es gleich von je her freygebige Könige hatte, die zugleich Liebhaber der Künſte waren, dennoch keinen Künſtler vom erſten Range aufzuweiſen haben. Was Wunder? da, wo der heilige Büttel der menſchlichen Vernunft, das Genie keinen Schritt weit außer Augen läßt, wie kann dieſes da einen freyen Flug wagen! Welche Herzhaftigkeit gehört dazu, ohne zu zagen, und jeden Tritt abzumeſſen, über einen halb gefrornen Strohm dahin zu gehen, wenn bey einem jeden, die Gefahr unter zu ſinken, vor Augen ſchwebt!

Zweytens die Religion. So ſehr auch manche der Vernunft Gewalt anthut, ſo leiſten

ſten ſie doch alle der erheblichern Eigenſchaft des Geſchmacks, der Einbildungskraft, Vorſchub, und zwar in umgekehrtem Verhältniſſe ihrer Verträglichkeit mit der Vernunft. Die natürliche Religion giebt uns von der Gottheit nichts als einen abgezogenen Begriff, ein vollkommenſtes Weſen mit den vollkommenſten Eigenſchaften, und es gehört nothwendig zu deſſen höchſter Vollkommenheit, daß es nicht fähig iſt, ſinnlich vorgeſtellt zu werden; in das Gebieth der Einbildungskraft aber gehören bloß bildliche Gegenſtände, daher muß die mindeſte Nüance von Einbildung, die ſich in den Begriff mit einmiſcht, ihn nicht nur verunreinigen, ſondern gänzlich aufheben. Jede geoffenbarte Religion hingegen, die von der natürlichen ſich entfernt, bringt nach dem Grade dieſer Entfernung, in unſern Begriff von der Gottheit, Sinnlichkeit: denn nichts anders wird doch unter einer ſolchen Offenbarung Gottes verſtanden, als deſſen Bekanntmachung ſeines Weſens oder ſeines Willens, durch ihm eigene

ſinnliche Organe. Er muß reden, ſich zeigen, mit uns ſympatiſiren, wie wir lieben, haſſen, ſich erzürnen u. ſ. w. Hier hat die Einbildungskraft ein unüberſchliches Feld zur Uebung. Ein Jupiter, dem ſie alle unſere Leidenſchaften und Empfindungen andichten, und verbunden mit einer uneingeſchränkten Macht andichten kann, der mit der Bewegung ſeiner Augenwimpern, den ganzen Olimpus erſchüttert, der Menſchen aus Nichts hervorruft, in Nichts zurück ſtößt, oder in andere Geſchöpfe verwandelt, der Liebeshändel macht, Völker mit einander vereinigt und Zwietracht unter ihnen ſtiftet, und das alles nach menſchlicher Weiſe, nicht allein, ſondern durch Gehülfen und Untergeordenten es verrichtet, Boten ſchickt, Rathsverſammlungen hält, und Gaſtereyen giebt; welch ein fruchtbarer Gegenſtand iſt dieſer für die ſchöpferiſche Einbildung! — Wenn nun alles dieſes das Gemüth nicht als ein bloßes Spiel des Witzes betrachtet, ſondern als Heiligthümer verehrt, von denen, ewige Glückſeligkeit und Verdammniß abhängt,

hängt, so muß es nothwendig dadurch in ein Enthusiasmus versetzt werden, der dem Genie jene göttlichen Flügel ertheilt, womit es weit über menschliche Sphären sich hinaus zu schwingen vermag.

Drittens die Sittlichkeit. Ich habe schon oben gezeigt, von welchem Einfluß die Moralität auf den Geschmack bey einzelnen Menschen ist, und zwar wegen des zur Haltung erfoderlichen Gefühls. Bey ganzen Völkerschaften ist dieser Einfluß noch erheblicher, indem je sittlicher ein Volk ist, in einem desto größern Grad herrscht bey ihm die Geselligkeit: auch sind die zur Aufrechthaltung der Gesellschaft erfoderlichen Neigungen unter ihm desto allgemeiner; und die Gegenstände eben dieser Neigungen sind es vorzüglich, die den fruchtbarsten Stoff für Künste und Wissenschaften enthalten. Zwar ist Schönheit eine Eigenschaft der Form, die ohne Unterschied auf jede Mannigfaltigkeit sich erstreckt, in welcher Uebereinstimmung zur Einheit vor-

handen ist. Gleichwohl da der Mensch im Ganzen mehr empfindendes als bloß denkendes Wesen ist, so will er auch, daß die Gegenstände, die ihm Lust gewähren, das ist, die in ihm das Gefühl seines Lebens verstärken, mit dem größten Theil seines Selbsts, mit seinen Neigungen und Empfindungen, in einer größern Verwandschaft stehen, als mit seinen bloß deutlichen Erkenntnissen. Dem Grade nach, vermehrt freylich die Anstrengung der Vernunft das Bewußtseyn der innern Vollkommenheit am meisten, aber nicht nach der Menge von Bestandtheilen der Seele. Die verborgenste und feinste mathematische Wahrheit schränkt sich ganz auf das Abziehungs- und Absonderungsvermögen der Seele ein; sie steht mit keiner Neigung, mit keiner Begierde, mit keiner Gemüthsbeschaffenheit in einer Verbindung, und eben daher sind auch Beschäftigungen dieser Art ermüdend. Nicht so das Bewußtseyn der innern Vollkommenheit, das aus den Gegenständen

der

der Neigungen entſpringt; dieſe ſind vielmehr erholend als mühſam. Nach vorhergegangener Muße überſchütten ſie das Gemüth mit einem erquickenden Gefühle, und nach den beſchwerlichen Arbeiten der höheren Seelenkräfte, macht ihre Beſchäftigung den ſanfteſten und behaglichſten Uebergang zur völligen Ruhe aus. Denn ſie, die Neigungen, ſind nicht ausſchließend, nicht von einander abgeſondert, ſondern vielmehr ausbreitend, jede von ihnen ſteht mit einer Menge anderer in einer genauen Verknüpfung; daher ſchränkt die Thätigkeit, welche der Gegenſtand einer Neigung hervorbringt, ſich nicht bloß auf dieſe einzige ein, ſondern ſie verbreitet ſich auf mehrere, nachdem ſie unter einander mehr oder weniger verwandt ſind. Mit der Erſchütterung einer einzigen werden alle mit ihr gleichtönende in Bewegung geſetzt, und ſo entſteht, ein abwechſelndes Spiel unter verſchiedenen Saiten in der Seele, das ihr Selbſtgefühl ungemein erhöhet, und die Realität

ihres Daseyns auf die sanfteste Weise sie empfinden läßt.

Nichts anders verstehn die Gesetzgeber des Geschmacks unter dem Begriffe Interesse, als eben diese Verknüpfung zwischen einer Neigung und mehrere. Dem Kunstwerke, das übrigens den Erfodernissen der Schönheit an vollkommensten Genüge leistet, fehlt dennoch ein wesentliches Ingredienz um zu gefallen, wenn es nicht genugsam interessant ist, d. i. wenn die Mannigfaltigkeit oder die Einheit des Ganzen solche Neigungen zum Gegenstande haben, die nur mit wenigen andern in Verbindung stehen, und nachdem die Hauptneigungen, die durch das Werk erweckt werden, mehr oder weniger gleichstimmige in der Seele antreffen, die sich mit ihnen harmonisch bewegen, darnach ist das Interesse, und folglich der Werth der Schönheit, größer oder kleiner.

Und gerade sind die Neigungen, welche auf die Aufrechthaltung der Gesellschaft an meisten

meisten abzielen, diejenigen, welche unter der übrigen ganzen Menge den größten Anhang haben. Die eigennützigern sind immer isolirter und weniger unter einander verkettet, je weniger allgemein ihr Vorwurf ist, je eingeschränkter ihre Beziehung auf unser eigenes Selbst ist. Das herrschende Verlangen nach dem gröbern sinnlichen Kützel, steht fast mit keinem Gegenstande in einer Verbindung, als mit demjenigen, der zu dessen Befriedigung bestimmt ist. Keine der edlern Neigungen und Gefühle werden unmittelbar dadurch in Bewegung gesetzt. Die Lüsternheit des Schwelgers nach dem berauschendem Weine, oder des Ueppigen nach dem Gegenstande seines physischen Genusses, hat weder mit der Ehre noch mit der Ruhmgierde, weder mit der Großmuth und Tapferkeit, noch mit der Freygebigkeit nnd dem Wohlwollen was zu schaffen. Beym Geiz ist das Ausschließende anderer Gefühle beynahe eine nothwendige Bedingung; denn die Befriedigungen dieser erfo-

dern oft Aufopferungen, und Verachtung des Abgottes, den der Elende anbetet. Die unangenehmen feindseligen Leidenschaften, der Haß, der Zorn, die Rachgierde, der Neid, unterdrücken die übrigen sanften Neigungen, nicht nur wegen ihrer Unverträglichkeit mit ihnen, sondern auch wegen ihres ungestümen Wesens, und des unzufriedenen mißlichen Zustandes, in welchen sie die Seele versetzen. Betrachten wir dagegen den Adel der menschlichen Gefühle, das Wohlwollen gegen andere, das Mitleiden in ihrem Unglücke, die Großmuth, die Liebe für das Vaterland, die väterliche und kindliche Liebe u. s. w. welche ausgebreitete Zweige hat jedes von diesen über die ganze Oekonomie der Seele! Jeder Bestandtheil in uns, durch welchen Vollkommenheit gewirkt werden kann, wird zur Thätigkeit aufgefodert, um sie in dem äußern Gegenstande zu befördern; wer für das Vaterland empfindet, wendet bald seine Tapferkeit an, um es zu beschützen, bald seine höhere

here Geisteskräfte, um es mit Erfindungen zu bereichern, bald sein Vermögen, um seiner Mitbürger Glückseligkeit festzusetzen. Das Mitleiden läßt keine Saite im ganzen Menschen unerschüttert, deren Bewegungen etwas beytragen können, das Unglück von dem Elenden zu entfernen, oder es ihm zu erleichtern; und Wohlwollen und Liebe überhaupt, was sind sie anders, als die Lust über die Vollkommenheit anderer? Und sind wir nicht von allen Seiten thätig, um das zu bewerkstelligen, was uns Lust gewährt? — So, sind die geselligen Neigungen zugleich diejenigen, welche unsere Thätigkeit am meisten, und auf die mannigfaltigste Weise in Bewegung setzen, das innere Gefühl unsers Daseyns am sanftesten uns empfinden lassen; diejenigen also, die uns am stärksten an sich ziehen, und für Dichter und Künstler die interessantesten Gegenstände sind, aus welchen sie das Mannigfaltige in ihren Werken zusammensetzen, auf welche sie es koncentriren müssen.

Wenn man bedenkt, daß die feinern Sinne, das Gesicht und das Gehör, die einzigen Organe sind, durch welche wir den Karakter, die Bedürfnisse und den ganzen innern Zustand des Nebenmenschen erkennen; durch die gröbern hingegen, den Geruch, den Geschmack, das Gefühl, nichts als die Veränderung unsers eigenen Zustands, in so fern sie von einem äußern Körper gewirkt wird, erfahren, so kann man aus der vorhergehenden Untersuchung leicht die Ursache einsehen, warum die ersten zugleich die einzigen sind, über deren Gegenstände das Gebieth der Schönheit sich erstreckt, aus welchem die Gegenstände der letzten gänzlich ausgeschlossen sind. Es fehlt nemlich der Vorstellung dieser an Interesse, wenn solches in der angegebenen Bedeutung genommen wird. Auch läßt sich hieraus erklären, warum der Eckel, nicht so wie eine andere unangenehme Empfindung, deren Vermischung sonst zur Verstärkung einer angenehmen so vieles beyträgt, bey

der

der Schönheit, als ein ſolches Ingredienz gebraucht werden kann. Dieſer beziehet ſich bloß auf Gegenſtände der niedrigen Sinne, die ganz außer dem Bezirke des guten Geſchmacks liegen. *) Daher rührt es auch vielleicht, daß bloß körperliche Vergnügungen ſo unſchickliche Gegenſtände für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften überhaupt ſind; als unſchicklich es vor dem Schauſpieldichter wäre, ſich der Vorſtellung des bloß körperlichen

*) Ich ſchließe den Eckel nur als das Ingredienz einer vermiſchten Empfindung von der Schönheit aus; ich bin aber ſo weit entfernt zu glauben, der Dichter könne ſich deſſen nicht bedienen, wenn ſeine Abſicht bloß iſt, Abſcheu für einen Gegenſtand zu erregen, als ich es von Burkes Meynung (*) bin, daß der Eckel ſich mit dem Erhabenen vertragen, und ſo gar ſeine Wirkung verſtärken kann. Nichts ſcheint mir von entgegengeſetzterer Natur zu ſeyn, als der Eckel und das Erhabene. Dieſes

(*) Unterſuchung vom Schönen und Erhabenen, S. 136.

lichen Schmerzes zu bedienen, um jene sanfte theatralische Empfindung, das Mitleiden, dadurch zu erwecken.

Da die Wirkung des bloß körperlichen Schmerzes auf der Bühne, in den neuern Zeiten, ein so wichtiger Gegenstand der Untersuchung verschiedener Kunstrichter geworden

ses besteht in der Anschauung eines unendlichen Stoffs zur Thätigkeit, verbunden mit dem innern Gefühl unsers Unvermögens, denselben ganz zu umfassen. Daher ist die Empfindung, die es erregt, das süße Erstaunen, eine zusammengesetzte, aus der Lust, über die Fruchtbarkeit des Vorwurfs, der die Seele mit allen ihren Kräften an sich ziehet und zur Thätigkeit auffodert, und der Unlust, über den Anblick der subjektivischen Gränzen. Dasjenige also, was die Empfindung des Erhabenen verstärken soll, muß entweder die Lust oder die Unlust vergrößern, folglich entweder die Vollkommenheiten des Vorwurfs vermehren, oder die Schranken des Subjekts verengern. Jede Unvollkommenheit hingegen die

voll

den iſt; ſo erlaube man, daß ich mich bey deſſen Betrachtung etwas verweile, indem ſie mir über die vorgetragene Lehre von dem Intereſſe einiges Licht zu verbreiten ſcheint. Wenn ich den körperlichen Schmerz für keinen ſchicklichen Gegenſtand halte, jene ſüßbittere Empfindung des Mitleids, in uns zu erwecken,

von Seiten des Vorwurfs hinzukömmt, muß nothwendig deſſen Anzüglichkeit vermindern, und in ſo fern den Trieb der Seele, auf ihn ihre Thätigkeit anzuwenden, erſchlaffen. Und von keiner unangenehmen Empfindung gilt dieſes mehr, als vom Eckel; denn jede andere iſt wenigſtens mit einem geringen Grad von Luſt untermiſcht, der aus der ſubjektiviſchen Erkenntniß derſelben entſpringt: allein dem Eckel iſt es eigen, ſelbſt in der Vorſtellung, die widrige Empfindung des Abſcheues zu erregen. Der Anblick des Eckelhaften ſcheucht die Seele vom Gegenſtand zurück, und macht, daß ſie willig deſſen anderſeitigen Vollkommenheiten entſagt, in deren Anſchauung ſie ſonſt eine Quelle von Luſt empfunden hätte.

wecken, so behaupte ich dadurch keinesweges, daß dessen Anschauung unser Gemüth in Ruhe läßt, oder dessen Vorstellung auf dem Schauplaße, unser Gefühl nicht ganz in Erschütterung setzt. Man muß **Mitleiden** von Sympatie unterscheiden. Diese besteht in einem starken Grad von Versetzung in den Zustand des Vorwurfs, wobey wir auf einige Zeit, unsers eigenen Selbsts gänzlich vergessen, und in eine betäubende Empfindung, gleich dem leidenden Gegenstand, gerathen. Wer diese Wirkung dem körperlichen Schmerz absprechen will, muß noch nie Augenzeuge dieser Qual bey seiner Geliebten, oder bey seinem theuren Freunde gewesen seyn. Allein dieß ist nicht der Fall beym Mitleiden; dieses erstreckt sich nie auf das Unglück an und für sich, oder in Beziehung auf uns, sondern immer in Beziehung auf den äußern Vorwurf, und auf seine Vollkommenheiten, die dadurch leiden; hier wird so gar eine genaue Unterscheidung unsers eigenen Zustands von dem

Zu-

Zuſtande des leidenden Gegenſtands, erfodert; hier findet keine Verſetzung ſtatt, dieſe würde das Weſen des Mitleidens aufheben, ſie würde das Angenehme in der Empfindung vernichten. Daher wenn ich gleich vollkommen der Smithſchen Meynung bin, daß körperliche Schmerzen keine ſchickliche Gegenſtände zu theatraliſchen Vorſtellungen ſind, ſo bin ich es doch nicht aus Smithſchen Gründen. „Der körperliche Schmerz, ſagt er, *) „wird gar bald vergeſſen, den Augenblick, „da er vorbey iſt, iſt auch alle Pein vor„über, die er verurſacht; ein unbehutſames „Wort von einem Freund hingegen verur„ſacht eine weit dauerhaftere Kränkung. „Das Wort verſchwindet, der Verdruß aber, „den es uns gemacht, bleibt.“ Das Unrichtige dieſes Unterſchieds iſt in die Augen fallend, und die Parallel ſchreyend. Das kränkende Wort des Freundes, als die Urſache der Unluſt

*) Theorie der moraliſchen Empfindungen, S. 61.

lust im letzten Falle, muß nicht mit dem körperlichen Schmerze des ersten Falles, sondern ebenfalls mit der Ursache, die ihn hervorgebracht, mit dem Eisen, das die Wunde gemacht, verglichen werden, und alsdann ist der Erfolg in der That einerley. Das Eisen wird vom Körper entfernt, und der Schmerz bleibt dennoch zurück, das Wort verschwindet, und der Verdruß bleibt in uns. In beyden Fällen ist die Unlust bloß die Folge der in uns erweckten Vorstellung von Unvollkommenheit; hier, von Seiten der Seele, da, von Seiten des Körpers, und so lange diese in uns vorhanden ist, dauert auch jene. Die Trennung des Stätigen wird gehoben, meine Wunde wird geheilt, und der Schmerz hört auf; mein Freund bittet mich um Verzeihung, zeigt mir meinen falschen Argwohn, thut von neuen seine gütige Gesinnungen gegen mich dar, und meine Unlust hört gleichfalls auf. Hier ist nicht die mindeste Verschiedenheit. „Die körperlichen Schmerzen, sagt der engli-

sche

ſche Weltweiſe ferner *), „erwecken entwe-
„der gar keine Sympatie oder doch nur in
„ſolchem Grade, der mit der Heftigkeit,
„worin der Leidende ſie fühlt, gar keine
„Proportion hat. Mit den Leidenſchaften,
„die aus der Einbildungskraft entſpringen,
„verhält es ſich anders. — Meine Einbil-
„dung iſt viel geſchwinder; ſie nimmt viel
„leichter, wenn ich ſo reden darf, die Ge-
„ſtalt und Figur derer an, mit denen ich
„umgehe. Ein Unglück, das den Verlieb-
„ten oder Ehrgeizigen trifft, wird daher
„weit mehr Sympatie erwecken, als das
„größte körperliche Uebel.“ Wäre dieſes,
ſo müßten wir viel lieber Augenzeugen des
letztern als des erſtern ſeyn wollen; wenig-
ſtens müßte das Anſchauen körperlicher Lei-
den weit weniger Unluſt und Abſcheu in
uns erregen, als das Anſchauen der Leiden,
die aus der Seele ihren Urſprung nehmen;
aber

*) Eben daſelbſt, S. 57.

aber die Erfahrung ſagt das Gegentheil. Ich berufe mich auf die Empfindung eines jeden. Wer kann den Anblick eines Engbrüſtigen, der alle ſeine Kräfte anſtrengen muß, um ein wenig Luft zu erhaſchen, eines in Zuckungen liegenden oder eines an Steinſchmerzen leidenden, ich will nicht ſagen leidlich, wer kann ihn erträglich finden? Wer wünſcht ſich nicht fern von einer ſolchen Scene, ſo bald er nichts, als einen müßigen Zuſchauer dabey abgeben ſoll, ohne Etwas zur Erleichterung des Elenden beytragen zu können? — Ein Lerm, der auf der Straſſe zwiſchen zwey Zankenden ſich erhebt, reißt uns ans Fenſter; und je heftiger der Ausdruck ihrer Affekten iſt, deſto mehr Reiz hat das Schauſpiel für uns. Hingegen ein Kind, das gegen uns über, allein auf einer Anhöhe ſteht, ſcheucht uns in einer ſchwindlichten Unruhe vom Fenſter weg, und eine beklemmende Bangigkeit überfällt unſere Bruſt. Der plötzliche Anblick eines Menſchen, welcher eben unter einen

Wa-

Wagen kömmt, der in einem Augenblick sein Gebein zerschmettern wird, macht, wenn wir dem Unglücklichen nicht zu Hülfe eilen können, daß wir ein Geschrey erheben, und unsere Augen wegwenden, oder versteinert stehn bleiben. Alles dieses ist doch wenig Zeichen eines zu schwachen Leidens bey dem Anschauen körperlicher Schmerzen; im Gegentheil scheint daraus vielmehr zu folgen, daß die Sympatie mit körperlichem Leiden, weit heftiger seyn, und reinere Unlust enthalten muß, als die Sympatie, die aus bloßen Seelenkränkungen entspringt.

Und so ist es auch, die körperlichen Schmerzen erwecken in dem Gemüthe des Zuschauers eine unangenehme Empfindung, die der Empfindung des Leidenden sehr nahe kömmt, heftig, voller Bitterkeit und fast unvermischt mit Lust. Und daher können sie unter den Gegenständen, die theatralische Leidenschaften erregen sollen, keinen Platz finden. Die süße Empfindung des Mitleidens, nach

der wir uns in der Vorstellung so sehr drengen, ist, wie bekannt, zusammengesetzt aus der Unlust über das Unglück des Leidenden, und der Lust über die Vorstellung seiner Vollkommenheiten, die dadurch in uns rege gemacht wird. Denn Lust gewährt alles, was unsere Kräfte in Thätigkeit setzt, und das innere Gefühl unserer Realität in uns hebt. Und dieß thut jede Vorstellung einer Vollkommenheit, durch diese wird immer eine thätige Kraft in uns rege, sie zu umfassen oder auch selbst hervorzubringen. Je mannigfaltiger die Vollkommenheiten sind, und je lebhafter die Vorstellung ist, desto mannigfaltigere Kräfte werden in uns erweckt, in ein desto lebhafteres Spiel werden sie gesetzt, desto stärker wird das innere Gefühl unserer Realität, desto größer muß die Lust seyn. Jede Verneinung hebt eine Vollkommenheit auf, und beraubt die Seele eines Gegenstands ihrer Thätigkeit. Je mannigfaltiger und lebhafter die Vorstellung davon ist, desto größer ist die

Hin-

Hinderniß, die ſie unſern emporſtrebenden Kräften nach Realitäten, in Weg legt, deſto enger werden die Schranken unſers innern Gefühls, deſto größer wird alſo die Unluſt. Beym Mitleiden kömmt beydes zuſammen; von der einen Seite, werden die Seelenkräfte durch das Unglück gereizt, die Vollkommenheiten des Gegenſtands, die dadurch in Gefahr kommen, ſich vorzuſtellen, und von der andern Seite durch eben dieſes Unglück, als durch eine Verneinung, an ihre völlige Emporſtrebung gehindert. Daher entſteht die aus Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit vermiſchte Empfindung in der Seele, aus dem Reize zur Thätigkeit, und aus der Wahrnehmung der Schwierigkeit, die der Thätigkeit Widerſtand leiſtet. Daraus folgt, daß, wenn die Empfindung vermiſcht ſeyn ſoll, zwiſchen beyden Umſtänden ein ſchickliches Verhältniß ſtatt finden muß. Die Vollkommenheiten dürfen in Anſehung der Schwierigkeit nicht zu groß, noch darf die Schwierigkeit in Anſehung

der Vollkommenheiten unüberwindlich seyn. Wenn die Vollkommenheiten so mannigfaltig und wichtig sind, daß das Unglück sie gar nicht oder nur wenig hindert, so entsteht in dem Gemüthe des Zuschauers entweder eine reine angenehme Empfindung; oder er bleibt gänzlich in dem Zustand der Gleichgültigkeit, da es ihm an dem Reize fehlt, der seine Kräfte zur Vorstellung dieser Vollkommenheiten anspornt. Ist aber die Vorstellung des Unglücks so stark, daß sie die Vorstellung von den Vollkommenheiten völlig verdunkelt, und so gar den Reiz zur Thätigkeit in der Seele unterdrückt: so entsteht wiederum keine vermischte, sondern eine bittere Empfindung voll reiner Unlust, welche die Seele niederschlägt, und sie vor dem Gegenstand, der sie hervorbringt, fliehen macht. Das erste findet sich beym tugendhaften Stoiker, der von den Unglücksfällen unerschüttert, sich in der Ausübung seiner Kräfte nicht stören läßt. Dieser erweckt beym Zuschauer Bewunderung und Erstau-

neu

nen, aber kein Mitleiden; er weint ſelbſt nicht zuerſt, wie kann ich weinen? Das letzte iſt dem körperlichen Schmerze eigen. Dieſer betäubt die Seele gänzlich, und hält ihre Kräfte ſo eingezogen, daß nicht die geringſte Spur von Thätigkeit in ihr erwacht. Wenn mein Freund, von der Ehrenſtufe, auf die er ſich allmählich emporgeſchwungen, plötzlich zurückgeſtoßen wird; wenn ich ihn ſeinen einzigen geliebten hoffnungsvollen Sohn nach dem Grabe begleiten ſehe, welche mannigfaltige Bewegungen gehen da in meiner Seele vor! Bald überſchüttet die Vorſtellung des Unglücks mich mit einer Traurigkeit; dieſe muß nothwendig die Vorſtellung aller der Vollkommenheiten in mir rege machen, die durch dieſes Unglück eingeſchränkt werden. Ich laufe ſie alle der Reihe nach durch, die Kräfte und Fähigkeiten, deren Thätigkeit durch daſſelbe gehemmt wird. Meines Freundes Wohlwollen, Liebe, väterliche Zärtlichkeit, Munterkeit des Geiſtes, Zufriedenheit, glückliche Ausſicht in die Zu-

kunst, Freygebigkeit u. s. w. werden mir auf einmal gegenwärtig. Jede Freude, jede Glückseligkeit, die ich in seinem Umgange genossen und noch genießen könnte, erwacht in mir. Jede freundschaftliche Mine, jede süße Umarmung, jede vertraute Offenherzigkeit, mit denen er mich je beglückt, malt mir meine Einbildung mit den lebhaftesten Farben vor. Jezt schwimme ich in einem Meere von Lust, aber nicht lange; denn jeden Augenblick empfängt diese glückselige Vorstellung, durch den Anblick des gegenwärtigen Unglücks, einige bittere Tropfen von Unlust über die verhinderte Ausbreitung dieser Vollkommenheiten. Und so, entsteht das göttlichste aller Gefühle, das Mitleiden, das dem weichherzigen Armen glückseligere Augenblicke verschafft, als alle Reichthümer der Erde, und das allein hinreichend ist, dem menschlichen Geschlecht einen Adel zu geben, der dessen Werth über alle seine Nebengeschöpfe ungemein erhöhet. Sehe ich hingegen meinen

Freund

Freund von einem körperlichen Schmerze gequält, ſo verſcheucht der erſte Eindruck von Leiden alle Vorſtellung von Vollkommenheit aus meinem Gemüthe, keine wird dadurch in mir rege gemacht. Welche unmittelbare Verknüpfung findet ſich auch wohl zwiſchen den Schmerzen des Podagras, der Kolick, der Trennung des Stätigen überhaupt, und dem Wohlwollen, der Liebe, der Dankbarkeit u. ſ. w.? Die Idee der Unvollkommenheit haftet in der Seele, und verbreitet ſich über alle ihre Kräfte; ich leide thieriſch mit, ohne daß ein Tropfen Süßigkeit ſich unter meine Unluſt miſcht.

Niemand, glaube ich, kann der Smithſchen Meynung ſeyn, daß es eine lächerliche Tragödie ſeyn würde, deren Kataſtrophe darin beſtünde, daß der Held ein Bein verliere oder Kolikſchmerzen bekäme. Eine ſchlechte Tragödie würde es freylich ſeyn, auch lächerlich vielleicht in der Erzählung, aber auch lächerlich in der Vorſtellung? Nimmermehr,

nimmermehr, wenn der Schauspieler nur Geschicklichkeit genug besitzt, die Natur genau nachzuahmen, und den kleinsten Anstrich von Kunst zu verbergen. Wenn Garrick oder Eckhof auf der Bühne winselt, und vor brennenden Schmerzen in den Eingeweiden seinen Körper krümmt und verdreht, so würde ich mich schämen, ein Mensch zu seyn, wenn ich auf dem ganzen Parterre nur ein einziges Menschengesicht erblickte, auf dem eine Verziehung zum Lächeln sich entdecken ließe. Ich bin überzeugt, die Wirkung einer solchen Scene würde seyn, daß kein Zuschauer, sie auszuhalten, im Stande seyn würde.

Das Interesse ist es allein, was den wichtigen Unterschied zwischen Seelenkränkungen und körperlichen Schmerzen ausmacht. Jene sind immer in einer unmittelbaren Verknüpfung mit mehrern Seelenkräften, da ihr ganzes Wesen eben in der Einschränkung dieser Kräfte bestehet. Je größer also das Interesse ist, d. i. je mehrere Kräfte dadurch

durch Einschränkungen leiden, desto größer ist von der einen Seite die Vorstellung des Unglücks, und von der andern Seite die Vorstellung der Vollkommenheiten, die in der Seele rege gemacht wird, und folglich auch im Ganzen die vermischte Empfindung des Mitleidens desto stärker. Diesen hingegen fehlt es gänzlich an dem Interessirenden; denn die Unlust, die sie erwecken, entsteht nicht aus den Einschränkungen anderer Fähigkeiten, sondern unmittelbar aus dem thierischen Leiden der Maschine. Der Tugendhafte und der Lasterhafte, der Weise und der Einfältige, das Kind und der Erwachsene, haben alle einerley schmerzhafte Empfindung, wenn ihnen ein Glied abgelöset wird. Der innere Zustand der Seele kömmt in keine Betrachtung; daher sind sie auch in der Anschauung bloß kränkend und abscheulich, und können in der Vorstellung auf keine sanfte Thränen des Mitleidens Anspruch machen. *)

Ich

*) Einen Fall giebt es dennoch, wo der Dichter sich

Ich kehre nunmehr zurück. Geselligkeit und Geschmack am Schönen sind verschwi-

sterte

sich des körperlichen Schmerzes auf der Bühne mit Vortheil bedienen kann; wenn er ihn nemlich interessant zu machen weiß; wenn er ihn als die unmittelbare Ursache leidenschaftlicher Kränkungen vorstellt, und den Leidenden mehr Empfindung über diese als über jenen äußern läßt. Und dieß wußte Sophokles in seinem Philoktet meisterhaft zu veranstalten. Des Dichters Entzweck war keinesweges, bloß durch die Schmerzen des eiternden Fuß's uns Thränen abzulocken, sondern durch die damit verknüpften unglücklichen Folgen. Dieser quälende Fuß ist die Ursache, daß der Mann, der mit sieben Schiffen den Griechen folgte, vom Heere auf dieß Eiland ausgesetzt wurde; daß der griechische Menschenfreund, der bey der Erzählung Neptolems vom Tode einiger Helden außer sich geräth, abgesondert von allem menschlichen Umgange und von seinem geliebten Vater, hier in Gesellschaft der Thiere, sein Leben verschmachten muß; daß der griechische Held hier die wun-

der

sterte Eigenschaften, die sich nicht bequem von einander trennen lassen. Auch außer der objekti-

derthätigen Pfeilen des Herkules, bloß zur Erwerbung seines kümmerlichen Unterhalts gebrauchen kann; daß er noch jezo von dem arglistigen Ulysses unbemitleidet, hintergangen, gebunden und wider seinen Willen vor Ilium geschleppt werden soll; und daß man damit umgehet, den elenden hülflosen Mann um seine Pfeile zu bringen, die einzigen Werckzeuge, womit er sein mühsames Leben zu erhalten im Stande ist. Hier ist Gefühl von Sehnsucht nach Eltern und Vaterland, von gekränkter Ehre, von Undankbarkeit, von Rachgierde, von Heldenmuth, von Abscheu gegen Ulyss s, u. s. w. das in uns reac ge- macht wird, nicht bloß thierisches Leiden des schmerzenden Fußes. Aber freylich mußte der Dichter uns die Ursache aller dieser Seelenübel, wenigstens in einer Scene, vor Augen legen. Wie konnte er es anders machen, uns von der Unglücksquelle seines Helden zu unterrichten? Soll er sie etwa uns vorerzählen lassen, die Geschichte des Fußes und seiner mar-

ter-

jektiviſchen Gleichheit ihrer Beſchaffenheit, ſind ſie ſubjektiviſch, in Anſehung ihrer Wirkung

tervollen Anwandlungen? Von wem? Hier auf dem einſamen Lemnos hatte Philoktet weder Vertraute noch Kammerfrauen um ſich, die ihm dieſen Dienſt hätten erweiſen können. Oder ſollte er wohl gar ſelbſt munter und ſchmerzenlos auf der Bühne einhergehn, und gleich einem Milzſüchtigen uns mit Erzählung ſeiner Plagen unterhalten, die er bisweilen auszuſtehn hat? Gewiß zu einem ſolchen ungriechiſchen Kunſtgriffe war Sophokles zu ſehr griechſcher Dichter. Es war alſo nur ein Mittel übrig, und dieß beſtund darin, daß der Elende in unſerer Gegenwart von einem Anfalle überraſcht werde. Wir mußten das Unglück ſehen, damit wir über deſſen Folgen weinen konnten. Allein, wie vortheilhaft wußte der Dichter dieſe Scene anzulegen? Wie intereſſant macht er uns dieſen eiternden Fuß? Mit welcher Vorſicht ſucht er unſere Aufmerkſamkeit auf, die körperlichen Schmerzen alle Augenblick durch Seelenleiden zu unterbrechen, und die herbe Empfindung der Quaal

kung auf den Menſchen, unter einander verknüpft. Die angenehme Empfindung, die beyde

Quaal, die uns unausſtehlich wäre, dadurch zu mildern, daß er den Unglücklichen mehr von der Furcht, zurück gelaſſen zu werden, und dem Unvermögen an ſeine Feinde ſich zu rächen, als von den brennenden Martern ſelbſt, leiden läßt? Der Anfall geſchiehet gerade da, nachdem wir vorher hinreichend vorbereitet ſind; nachdem wir durch den Ulyſſes gleich in der erſten Scene die Urſache erfahren haben, die unſern Helden auf dieſes Eiland brachte; nachdem wir das Elend, mit welchem er ſein Leben hier zubringt, ſeine Höle, ſein armſeliges Geräthſchaft, ſein Lager aus zertretenem Laube, ſeine eitervolle Lappen mit Augen geſehn haben; nachdem wir ihn in der Entfernung ſeinen Weg mit Wimmern ankommen gehört; nachdem wir durch ſeine Unterredungen mit dem Neptolem den ganzen Mann kennen gelernt haben, von Seiten ſeiner Empfindſamkeit über den Fall anderer Helden, von Seiten ſeines beharrlichen Heldenmuths, ſeiner Sehnſucht nach menſchlichen

de hervorbringen, iſt von einer höhern und feinern Art, als jede andere ſinnliche, und durch

chen Umgange, ſeines gerechten Zorns wider Ulyſſes u. ſ. w. nachdem er die neue Verfolgung ſeiner Feinde gehört, den Neptolem erweicht zu haben glaubt, und ſeine Hoffnung, allen Kummer auf einmal los zu werden, auf das Höchſte geſtiegen iſt. Es iſt ihm nichts übrig, als dem Prinzen auf das Schiff zu folgen. Nun überfällt ihn auf einmal die ſchreckliche Anwandlung ſeiner Schmerzen; er ſchweigt ſtill, und wird beſtürzt. Seine größte Angſt iſt immer, Neptolem würde aus Abſcheu und Eckel ſeinen Vorſatz ändern, und ihn zurück laſſen. Er ſucht daher die Schmerzen zu verbeißen, ſo lange bis ſie auf den höchſten Grad geſtiegen. Was iſt dir? fragt Neptolem, Philok. Nichts böſes, mein Sohn, gehe nur. Nept. Wandelt deine Krankheit dich an? Thu dir nicht Gewalt an, deine Schmerzen zu verbergen. Philok. Ich, nein gewiß! Im Gegentheil, ich empfinde [illegible] Erleichterung. (bey Seite) O Götter! [illegible] o Philoktet, warum ruffſt du ſeufzend die Götter an? Philok. Um ihren gnädi-

durch die Uebung im Genuſſe des einen, wird das Gemüth zum Verlangen nach dem Genuſſe

gnädigen Verſtand zu der bevorſtehenden Reiſe — Ach, wehe, ach, ach! Nept Du leideſt, warum willſt du mirs nicht ſagen, warum ſo zurückhaltend? Man ſieht dir es an, du wirſt gepeinigt. Nun nimmt der Schmerz überhand, länger kann er es nicht aushalten. Ach ich bin verloren, mein Sohn! ich werde außer Stand ſeyn, mein Uebel länger vor euch zu verbergen — O Himmel! — es tobt, es tobt durch meine Adern — u. ſ. w. Aber mitten unter dieſen entſetzlichen Martern, läßt der Dichter ſeine Furcht vor der Zukunft hervorbrechen: Entſetzlich, unausſprechlich, ſchreyt er, ach, habe Mitleiden! Nept. Wohl, was ſoll ich denn thun? Philok. Ach, verlaß mich nicht aus Grauen! Ich muß es ſagen, dieſe Krankheit, ſie kömmt zu gewiſſen Zeiten wie ein verirrter Wanderer wieder. O! Jener bezeugt ſein Mitleiden, gleich unterdrückt dieſer wiederum das Gefühl ſeiner Schmerzen, verſichert Neptolemen, daß ſie

nusse des andern gestimmt. Wer hat je unter einem barbarischen unmenschlichen Volke, Spuren des guten Geschmacks entdeckt? — Die Ankunft des Aeneas nach Kartago, ist unstreitig eine der meisterhaftesten Erzehlungen in der ganzen Aeneade, die des Dichters tiefe Kenntniß der menschlichen Seele darzeigt. Sein auf gut Glück herumirrender Held, wird an

bald vorüber seyn werden, überreicht ihm den Bogen, und beschwört ihn bey allen Göttern, wenn die Feinde kommen sollten, weder durch List noch durch Gewalt, sich die Waffen nehmen zu lassen. Neptolem verspricht es ihm, und wünscht, daß die Götter sie bald nach ihrem bestimmten Ziele bringen möchten. Nun wird auf einmal der Anfall wieder heftig, und das erste, was der Unglückliche ausstößt, ist: Ach! mein Sohn, ich fürchte, unser Wunsch werde nicht erhört! Meine Wunde fängt wieder an zu fließen, ein schwarzes verdorbenes Blut sprüdet tief hervor. — O Fuß, was machst du mich leiden! — — Ach es schleicht heran, hier, es

an eine Küſte geworfen, wo die Leute eben mit der Erbauung einer Stadt beſchäftigt ſind. Weder er noch ſeine Gefährten kennen die Einwohner und das Schickſal das ſie von ihnen zu erwarten haben. Aber ſeine Göttin führt ihn unſichtbar durch die Stadt, in einen prächtigen Tempel der Juno. Er ſiehet Künſtler darin beſchäftigt — ſiehet Gemählde —

es kömmt immer näher! — — O ich armer Mann! — — Nun habt ihr es — — aber verlaßt mich dennoch nicht! — Wehe mir, wehe! — — Ha, Ulyſſes, möchte dieſer Schmerz dein Herz zerreißen! — — Ach Götter Götter, Götter, wie grauſam wiederum! O ihr beyden Heerführer, o Agamemnon, o Menelas! Hättet ihr an meiner Stelle ſo lange dieſe ſchrecklichen Uebel erduldet? — u. ſ. w. Neoptolem wird gerührt und ſeufzt über das Elend. Nein, mein Sohn, unterbricht ihn der Held, faſſe dich! Dieſe Anfälle ſind grauſam, doch gehn ſie bald vorüber. Aber, o ich flehe dich, verlaß mich nicht! Noch einmal, hier

Vorſtellungen von Unglücksfällen anderer Menſchen, darunter auch Vorſtellungen von den ſeinigen — auf einmal entfällt ihm alle Furcht, und er muntert ſeine Gefährten auf,

ſunt lacrymæ rerum et mentem mortalia tangunt,

wir ſind in keiner Barbaren Hände gefallen; hier ſind Menſchen, die Künſte lieben, denen das

iſt nichts weniger, als bloßes thieriſches Leiden: hier iſt die Beſorgniß, die ſüße Hoffnung, nach dem Vaterland zurück zu kehren, auf einmal zu verlieren; hier iſt brennende Begierde an den Stiftern des ganzen Uebels, den beyden Atriden und dem hinterliſtigen Ulyſſes ſich gerächt zu ſehen, die herrſchende Empfindung. Dazu kömmt noch von Seiten des Zuſchauers, der von den Ränken, mit welchen Neptolem ſchwanger gehet, unterrichtet iſt, die Furcht, daß dieſer ſie zur Ausführung bringen werde. Und wir werden daher zu gleicher Zeit, da das Leiden Philoktets uns Seufzer auspreſſet, von einer frohen Empfindung durch den Sohn Achills überraſcht,

das Schickſal anderer zu Herzen gehet — wir ſind geborgen — hier müſſen unſere Umſtände eine andere Geſtalt nehmen. — Es iſt unleugbar, daß dieſer Schluß ſich auch umkehren läßt, daß da wo Menſchlichkeit und geſellige Empfindung vorhanden iſt, Geſchmack an Werken der Schönheit ſtatt finden muß. Dieß brauchen wir nicht erſt durch die Ge-

raſcht, da wir ihn, weniger abgehärtet als ſeinen Begleiter Ulyſſes, mit uns erweicht finden, und zu dem Unglücklichen ſagen hören: Es wäre unmenſchlich, o Philokter, wenn ich ohne dich ginge. Dieß ſey genug. Herr Herder, oder wer ſonſt der vortreffliche Verfaſſer der kritiſchen Wälder ſeyn mag, hat eben dieſen Gegenſtand weitläuftiger auseinander geſetzt, und überhaupt die Schönheiten dieſes griechiſchen Meiſterſtücks, mit einer beſondern philoſophiſchen Scharfſinnigkeit zergliedert Auch hat Herr Leſſing, in Anſehung des Decorums, wider welchen Smith den Philoktet ſo ſehr anſtößig findet, den griechiſchen Dichter hinreichend gerechtfertigt.

ſchichte verfloſſener Jahrhunderte zu beſtätigen, wir finden es in dem unſerigen durch die Geſchichte manches Volks genugſam beſtätigt. Je geſitteter und menſchlicher ein vor kurzem noch rohes ungebildetes Volk täglich wird, deſto mehr fangen Künſte und Wiſſenſchaften an, ſich unter ihm zu verbreiten, und es wird aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht lange hin ſeyn, daß es in beyden, ſeinen Nachbaren den Vorzug ſtreitig macht.

Noch mehr, die Verwandſchaft zwiſchen Geſelligkeit und Geſchmack iſt ſo ſtark, daß ſo gar im Genuſſe, die deutlichſten Spuren davon ſich entdecken laſſen. Die Luſt an Schönen hat dieſes vor jeder anderen ſinnlichen Luſt zum voraus, daß ſie mittheilend iſt. Der Genuß der andern Vergnügungen pflegt gemeinhin ſo beſchaffen zu ſeyn, daß der Gegenſtand dadurch verſ[illegible]ucht wird, und in ſo fern iſt er immer ausſchließend. Meiner Sättigung muß gar kein, oder nur ein geringer Abbruch geſchehen, wenn ich mich

nach

nach dem Mitgenuſſe anderer ſehnen ſoll; aber die Ergötzung an der Schönheit bleibt nicht nur durch den Nebengenuß vieler Menſchen unvermindert, ſondern meine eigene wird ſo gar dadurch ungemein erhöhet. Dieß letzte iſt ein wichtiger Umſtand, der die Vergnügungen des Geſchmacks ſelbſt von den Vergnügungen der höheren Geiſtesfähigkeiten unterſcheidet. Wenn ich eine noch nie bekannte und ſehr wichtige Wahrheit entdecke, ſo ſehne ich mich, ſie meinen Mitmenſchen bekannt zu machen, theils, damit ſie des daraus entſpringenden Nutzens theilhaft werden mögen, theils, damit ſie mich, den Erfinder, ihren Wohlthäter, erkennen ſollen; aber das reine Vergnügen, das die Entdeckung einer Wahrheit mit ſich führt, empfängt durch dieſe Mittheilung keinen Zuwachs. Dieſes war, in dem erſten Augenblick der Entdeckung, bey mir im lebhafteſten Grade, und es nimmt nicht ab, wenn jene auch nachher von der ganzen Welt verkannt wird. Die

Glückſeligkeit, einen ſo tiefen Blick in die Bewegung des Weltſyſtems gethan zu haben, hat Keplern, allem Vermuthen nach, alles was er darüber leiden mußte, erträglich gemacht; ſo wie die Barbarey und Unwiſſenheit ſeiner Zeitgenoſſen jene angenehme Empfindung ihm nicht um das Mindeſte verkleinert haben wird. Allein wenn ich eine Schönheit in der Natur oder in der Kunſt ausfindig mache, ſo iſt das erſte, wornach ich mich bey meiner auffallenden Freude ſehne, eine Menge Mitempfindende um mich zu haben, die ich aufmerkſam machen kann; und je gröſſer die Menge wird, je lebhafter der Eindruck auf ſie iſt, deſto lebhafter und ſtärker wird auch mein Genuß. Ich kann in dem prächtigſten und künſtlichſten Garten bisweilen mich allein wünſchen, wenn ich einer Unterſuchung nachhänge, bey der ich ungeſtört ſeyn will; aber wenn ich an ſeine Schönheiten mich ergötzen will, ſo halte ich es allein nicht aus, ich verſchiebe lieber den Genuß

auf

auf eine andere Zeit, bis ich mit mehr Gesellschaft dessen froh werden kann. Das schönste Trauerspiel, von den besten Schauspielern aufgeführt, kann sehr wenig gefallen, wenn man der einzige Zuschauer auf dem Parterre ist. Je gedrengter man siehet, je mehr thränende Augen man um sich siehet, je mehr Schluchzen man aus allen Winkeln vernimmt, desto schöner und rührender wird uns das Stück, mit desto mehr Zufriedenheit gehn wir nach Hause. Ich habe dieses verschiedene mal an mir selbst erfahren, und in einem Orte, wo die trefflichsten Stücke von den wenigsten besucht werden, kann es niemanden an der Gelegenheit fehlen, diese Erfahrung häufig zu machen. — So sehr sind die Vergnügungen des Geschmacks an Geselligkeit und Sympatie gebunden, daß ich glaube, wenn nur ein einziger Mensch in der Welt wäre, der für die Schönheit Empfindung hätte, er die schönsten Bildergallerien und die künstlichsten Bildsäulen, wo-

mit ihm etwa eine Gottheit ein Geschenk machte, endlich mit den gleichgültigsten Augen ansehn würde; so wie der geschmackvollste Mensch, wenn sein unglückliches Schicksal ihn auf eine Insel zu einer ewigen Trennung von allem Umgange mit dem menschlichen Geschlechte verbannte, an nichts weniger Ergötzung finden würde, als an den Schönheiten der Natur. Die rosenfingrichte Morgenröthe, und der bestirnte Himmel haben für ihn keinen Reiz mehr. Mit nachlässigen Blicken liegt er unter ihm ausgestreckt, gleich dem müssigen Wilden, der keine Bedürfnisse mehr kennt, keine Wünsche mehr zu erfüllen hat, so bald sein Hunger gestillt, und sein Durst gelöscht ist.

Viertens der **Ueberfluß.** Ein Volk hat Ueberfluß, wenn seine Verfassung von der Art ist, daß es wenige Kräfte nöthig hat, um sich die ersten Nothwendigkeiten anzuschaffen. Es pflegt alsdann auf drey verschiedene Wege auszuarten, entweder läßt es die übrigen

Kräfte

Kräfte alle ungebraucht, geräth in den Zuſtand der Trägheit und der viehiſchen Wildheit; oder es wendet ſie an, um die groben ſinnlichen Begierden mehr und mehr zu erweitern, und verfällt in die Schwelgerey; oder auch, es ſucht die Vergnügungen höherer Art ſich anzuſchaffen, und die Neigungen des feinern ſinnlichen Genuſſes auszudehnen, alsdann herrſcht unter ihm der Luxus. Der Ueberfluß iſt einer von den wichtigſten Umſtänden, wodurch der Wachsthum des Geſchmacks befördert wird. Denn ob gleich er keinen unmittelbaren Einfluß auf die Fähigkeiten hat, die zu demſelben erfodert werden, ſo wird doch dadurch eine gar erhebliche Hinderniß aus dem Wege geräumt, welches die Anwendung dieſer Fähigkeiten auf Gegenſtände des Geſchmacks, der Seele ungemein ſchwierig macht, die Dürftigkeit nemlich. Die Bedürfniſſe des Menſchen, ob ſchon im genauen Verſtande, ohne Unterſchied, die Befriedigung jeder in ihm vorhandenen

Nei-

Neigung Bedürfniß iſt, ſtehen dennoch in einer ſehr abgemeſſenen Unterordnung unter einander. Diejenigen, die von Seiten des Körpers kommen, und zu deſſen Erhaltung nothwendig ſind, fodern an erſten und an ungeſtümſten ſeine Thätigkeit zu ihrer Befriedigung auf. Die Natur hat die Unterdrückung oder die Vernachläßigung derſelben, mit der Empfindung des Schmerzens verknüpft, die ſich des Menſchen ganz bemeiſtert, und ihn gegen die Stimme jedes andern Verlangens betäubt.

Οὐ γάρ τι γαστρὶ ἐπὶ γλυκερῇ κότιεσσιν ἄλλο
Ἔπλετο, τ' ἐπέλευσεν τε μνήσασθαι ἀνάγκη.

läßt Homer ſeinen Ulyſſes in der Verſammlung beym Alkinoos ſagen. — Nun haben zwar die Weltweiſen aller Jahrhunderte ſich Mühe gegeben, die Genügſamkeit der Natur zu rühmen, und die wenigen Kräfte anzuzeigen, die der Menſch nöthig hat, um die erſten Bedürfniſſe abzuhelfen; allein ſie verſehn es gemeiniglich darin, daß ſie den Menſchen

schen als ein einzelnes Naturgewächs, abgesondert von allen Nebengeschöpfen, und außer aller Verbindung mit einem andern Individuo betrachteten. Wenn dieser dann nichts bedarf, als seinen Hunger und seinen Durst zu stillen, und sich für die Kälte zu schützen, so sind freylich seine ersten Bedürfnisse sehr geringe, und die Natur sorgt dafür, daß sie mit weniger Mühe von ihm befriedigt werden; allein nicht so eingeschränkt sind diese bey dem Menschen außer diesem unnatürlichen Naturstande. Die ersten Bedürnisse des Menschen als Vater, als Kind, als Ehemann, als Glied einer Gesellschaft, erstrecken sich weiter, als auf Hunger und Durst. Die Erwerbung eines gewissen Grades von Ansehn, Achtung, Liebe und Zuneigung, ist ihm nicht minder dringend; ohne sie kann er freylich sein Pflanzenleben dennoch fortsetzen, aber nicht den Posten bekleiden, der ihm von der Natur angewiesen ist, nicht das Leben des Menschen leben. Und mit der Ertheilung dieser

geht

geht die Natur etwas karger zu Werke; es wird schon ein günstiger Blick des Schicksals erfodert, wenn die Mittel dazu ohne Verwendung vieler Kräfte herbeygeschafft werden sollen. Nach diesen folgen in dem Range der Nothwendigkeit diejenigen Neigungen, welche auf die Gegenstände des Herzens, auf die, welche in einer genauen Verknüpfung mit uns stehen, sich beziehen. Erst müssen wir die Qual der unglücklichen Geliebte, des hülflosen Kindes und des nothleidenden Freundes abgeholfen wissen, ehe unser Gemüth nach jenen feinern Ergötzungen, die aus den Gegenständen des Geschmacks entspringen, sich sehnt. Der Mangel dieser ist als ein bloßes Nichtseyn von Etwas Positiven anzusehn, und kann daher mit dem Zero verglichen werden. Hingegen gleichen die unbefriedigten Neigungen der ersten Art wahren Beraubungen, sie sind Etwas Negatives, und müssen durch das minus ausgedrückt werden. Es ist also sehr natürlich, daß das Verlangen der Seele

erst

erſt dahin gehet, des ſchmerzhaften Gefühls von wahren Beraubungen ſich zu entledigen, als nach Erwerbung neuer Poſitionen zu ſtreben. Man führe mir nicht das Beyſpiel mancher Menſchen an, welche nicht ſelten dieſer erſten Nothwendigkeiten ſich entſchlagen, und ungeſtört, den feinern Vergnügungen des Geiſtes nachhängen. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einem einzelnen Menſchen, und einem ganzen Volke. Jener ſieht oft in dieſer Geiſtesbeſchäftigung das ſicherſte Mittel, die Befriedigung jene Bedürfniſſe auf einer bequemern Weiſe erlangen zu können; er entbehrt dieſe willig auf einige Zeit, damit er ſie einſt, durch die Ehre, den Ruhm und die Fähigkeiten, die er ſich erwirbt, deſto weniger zu entbehren nöthig haben ſoll. Dieſes findet bey einem ganzen Volke nicht ſtatt. Wenn dieſes unter der Laſt der erſten Sorgen erliegt, und ſeine heutige Muße mit der Erholung der Kräfte zubringen muß, die es morgen von neuem wiederum, zur Abhelfung der dringen-

den

den Bedürfnisse wird anstrengen müssen, so läßt das niedergeschlagene Gemüth keinen Trieb nach feinern Ergötzungen des Geistes aufkommen, und jedes aufkeimende Genie, das durch Erfindungen neuerer Art von Vergnügen sich hervorthun will, muß als der Schöpfer neuer Bedürfnisse, folglich als Störer der Ruhe, von dem Volke unterdrückt werden. Ist aber ein Volk über diese ersten Nothwendigkeiten hinweg, so können leichtlich äußere hinzukommende Umstände seinen müßigen Kräften eine solche Wendung geben, daß sie auf Ergötzungen der Schönheit verfallen, und von allen Seiten auf Gegenstände des guten Geschmacks ihre Thätigkeit anwenden. Und nur der Mangel dieser äußern Umstände kann auf einige Zeit die gänzliche Unthätigkeit, oder die viehische Schwelgerey zur Folge des Ueberflusses machen. Aber bey einem sonst gesitteten Volke, kann dieses nicht von langer Dauer seyn. Das Beyspiel seiner Nachbaren, oder der aufwachende Ehrgeiz eini-

einiger ſeiner Glieder, die in der Wahl ihrer Vergnügungen ſich unter den übrigen hervorthun wollen, bringen, früher oder ſpäter, den Geiſt des ganzen Volks in Gährung. Man wetteifert bald um den Beſitz des prächtigſten Palaſtes, der ſchönſten Gemählde, der künſtlichſten Bildſaulen. Die fähigern Köpfe unter ihnen bemühen ſich, theils um ſich Bequemlichkeit des Lebens zu verſchaffen, theils um Anſehn und Achtung bey der Nation zu erlangen, für ſie zu arbeiten. Es entſtehen Dichter und Künſtler. Die beſten unter dieſen werden erhoben, und als Wohlthäter des Staats beſonders hervorgezogen; ein neuer Grund zur Bewerbung um den guten Geſchmack. Fremde Künſtler ſchlagen bey ihm ihre Wohnſtäte auf, es entſteht endlich eine Schule des guten Geſchmacks, es werden Fremde herbey gezogen, um ſich da zu bilden. Dadurch empfängt der Ueberfluß des Landes einen Zuwachs, mit ihm ſeine Folge, der gute Geſchmack; und ſo unterſtützen

Luxus und guter Geſchmack wechſelsweiſe ſich einander. Keiner von ihnen kann bey einer Nation ohne den andern ſich lange erhalten.

Fünftens das Klima. Iſt es ausgemacht, daß die verſchiedene Luft, die der Menſch einathmet, und die verſchiedene Witterung und Sonne, denen er ausgeſetzt iſt, einen großen Einfluß auf ſeine Komplexion und ſein Temperament hat: ſo läßt ſich wohl vernünftigerweiſe nicht daran zweifeln, daß eben dieſer Einfluß ſich auf deſſen Naturell und Karakter erſtrecket, d. i. auf deſſen Gemüthskräfte und auf die Art, ſie anzuwenden. Die Eindrücke der äußern Gegenſtände, können unmöglich bey dem melankoliſchen Temperament von gleicher Lebhaftigkeit ſeyn, wie bey den ſanguiniſchen; noch kann der Urtrieb der Seele zur Thätigkeit bey dem phlegmatiſchen, von ſolcher Wirkſamkeit ſeyn, wie bey dem choleriſchen. — Man erlaube mir, es für überflüßig zu halten, daß ich mich, gleich dem franzöſiſchen Kunſtrichter Dübos, in der Entwicke-

wickelung einer beſondern Hypotheſe einlaſſe, wie die Luft, vermittelſt der Ausdünſtungen der Erde, oder der unſichtbaren Inſekten, ſolche Veränderungen im Körper und im Gemüthe, zuwegebringen kann. Genug es iſt einmal ſo das Verbindungsgeſetz zwiſchen Körper und Seele, daß jede Art von Spannung der Faſern, von Empfindlichkeit der Nerven, von Dichtigkeit des Bluts und von deſſen Bewegung, die Seele zu eigenthümlichen Ideen, Neigungen, Geſinnungen und Aeuſſerungen der Kräfte beſtimmt, die ſich verändern; ſo wie die Beſchaffenheit jener Umſtände, durch äußere oder innere Urſachen, Veränderungen leiden. Dieß lehrt uns der entgegengeſetzte Karakter der Völker von verſchiedenen Himmelsgegenden. *) Dieß lehrt uns die Verwandlung des Naturells bey einem

*) Die Geſchichte zeigt uns ſogar eine ungeheuere Verſchiedenheit zwiſchen Völker, die nicht weit von einander entfernt ſind, aber wegen Gebir-

und demſelben Menſchen, mit dem Alter, und mit der Veränderung des Himmelsſtrichs. Dieß lehrt uns endlich die tägliche Erfahrung bey uns ſelbſt, da unſere Laune und Neigung zur Thätigkeit überhaupt oder zu gewiſſen Gegenſtänden, ſo ſehr von dem Wechſel der Jahreszeit, der Witterung und der innern Diſpoſition des Körpers abhängen. — Man ſiehet aber wohl ohne mein Erinnern, welches ſchwieriges Unternehmen es wäre, den Grad von Trockniß oder Feuchtheit der Luft, von Sonnenwärme, von Heiterkeit oder Trübheit des Himmels anzugeben, welcher dem blühenden Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften, am angemeſſenſten iſt. Um dieſen a priori zu beſtimmen, kennen wir zu wenig die innere Be-

Gebirge, die ſie von einander trennen, eine verſchiedene Luft einziehen. Die Boötier und die Arvenienſer waren bloß durch den Berg Cithäron von einander getrennt, gleichwohl waren die erſten berufene Dummköpfe, und die letzten die geiſtreichſten auf dem ganzen

Beſchaffenheit dieſer Umſtände, und die beſondere Wirkungsart jeder körperlichen Veränderung auf die Seelenfähigkeiten; und die Erfahrungen ſind zu trüglich, um aus den wirklichen Fällen, ihn kennen zu lernen. Die Urſachen der Naturbegebenheiten ſind faſt nie einfach, es iſt immer ein Zuſammenfluß von vielen, die an einer Erſcheinung Antheil nehmen, ſo, daß es das menſchliche Vermögen überſteigt, die Größe des Antheils einer jeden feſt zu ſetzen. Wenn unter den Einwohnern einer kalten Himmelsgegend zu gleicher Zeit Mangel an den erſten Nothwendigkeiten, Wildheit der Sitten und Ungeſelligkeit herrſchen, wer kann es zu beſtimmen wagen, wie viel das Klima, oder jedes von

zen Erdboden. Eben ſo ſagt Livius von den Lateinern und den Römern, daß ſie ſehr leicht zu unterſcheiden waren. Jene waren groß und ſtark, dieſe klein und ſchwach. Die Gebiethe von Rom und Latium aber gränzten faſt an einander.

den übrigen Urſachen, zu der Verderbniß des guten Geſchmacks beyträgt? Indeſſen ſo viel ſcheint doch die eingeſchränkteſte Kenntniß der Natur uns zu lehren, daß unter allen ihren entgegengeſetzten Beſchaffenheiten, keine der äußerſten Enden, unſern Kräften zuträglich iſt. Beyde, die ſtrengſte Kälte, und die größte Hitze, ſtehen der freyen Entwickelung der Seele in Wege. Jene verhärtet die Faſern unſers Körpers im übermäßigen Grade; ſie werden daher gegen leichte Eindrücke von äußern Gegenſtänden nicht genugſam empfindſam. Auch muß der Mangel an Nachgiebigkeit ſie verhindern, von dem Stoße der flüßigen Theile in unſerm Körper gehörig ausgedehnt und entfaltet zu werden. Dieſe hingegen verdünnet die flüßigen Theile zu ſehr, und macht ſie flüchtig, und in eben dem Verhältniſſe erſchlappt ſie die feſten. Es kann ihnen alſo nicht an lebhafter Empfindlichkeit gegen ſanftere Eindrücke fehlen; dagegen müſſen ſie unfähig ſeyn, die dauerhaftern

haftern lange zu ertragen, und beſondere Anſtrengungen des Geiſtes auszuhalten. Da nun, wie aus dem obigen zur Genüge erhellt, zu dem guten Geſchmacke beydes erfodert wird, lebhafte Empfindſamkeit, und anhaltende Vorſtellungskräfte; ſo wird auch keines der äuſſerſt entgegengeſetzten Klimas, der Kultur deſſelben günſtig ſeyn, ſondern der temperirte Boden, wo die Entgegenſetzung die geringſte iſt, wird zu ſeinem Aufkommen der fruchtbarſte ſeyn. Die güldene Mittelſtraße iſt der eingeſchränkten Menſchheit, bey allen Gelegenheiten und Unternehmungen, immer die angemeſſenſte.

Sechſtens, die **Regierungsform.** Der ganze Unterſcheid der Regierungsform läuft auf die verſchiedene Art und den verſchiedenen Grad von Einſchränkung hinaus, welche der willkührlichen Ausübung unſerer Kräfte gegeben wird. Diejenige, welche der Erfüllung unſerer Beſtimmung, die wenigſten Hinderniſſe in den Weg legt, d. i. diejenige, wel-

che die Bearbeitung unſerer Fähigkeiten nach der Regel der höchſten Glückſeligkeit, am wenigſten ſchwierig macht, iſt unſtreitig an und für ſich die beſte. Und ſie iſt es auch in Anſehung des guten Geſchmacks. Es iſt unmöglich, daß in einem vollkommen deſpotiſchen Staate der gute Geſchmack blühen kann. Sie werden erſtickt, die Seelen der Sklaven, die wegen der Einfälle des Tyrannen, in beſtändiger Furcht leben, von deſſen augenblicklichen Launen und übler Verdauung es abhängt, dieſen aus der Welt zu ſchicken, jenen von der hohen Stufe, zu welcher er durch Verdienſte und Arbeitſamkeit langſam gelangt iſt, auf einmal in Staub zurück zu werfen, und unter den Augen eines dritten, die Lieblinge ſeines Buſens zu zertreten. Wie kann da ein menſchlicher Geiſt noch unerſchüttert ſich erhalten, und ungeſtört, an Vergnügungen der höheren Seelenkräfte ſich ergötzen, den feinern Gefühlen nachhängen, und ſein Gemüth an Gegenſtände der Empfindung wenden?

den? Wer darf sich unterstehen, einen schönen Pallast oder ein schönes Gemählde zu besitzen, wenn sie der Tyrann oder sein Günstling nicht schöner besitzt? Wer kann einen freyen Schwung in einem Gedichte wagen, das nicht das Lob des Herrn enthält, und seinen barbarischen Leidenschaften das Wort spricht? — Das einzige Glück dieser Unglücklichen ist, wenn sie ihren Wirkungskreis so sehr, als möglich, einziehen, wenn sie sich ausser Verbindung mit allen übrigen Gegenständen setzen, und die ganze Urkraft ihrer Seele dahin koncentriren, die Thätigkeit aller einzelnen Kräfte immer nach der Willkühr des Oberherrn stimmen zu können. Ihre grösste Glückseligkeit wäre, wenn sie es bis zur viehischen Dummheit bringen könnten! —

Hingegen ist diejenige Regierungsart, wo der Regent nicht zum Erfinder neuer Gesetze, sondern zum Ausüber derer bestellet ist, welche ihm vom Volke zur Beförderung seiner Glückseligkeit überreicht worden sind, für

des Geiſtes Wirkungsvermögen die beſte, die Ausübung mag einem einzigen oder vielen, beſtändigen oder zeitlichen, übertragen ſeyn. In den Republicken ſowohl, als in den Monarchien, wenn übrigens nur die Natur ihnen in Anſehung der erſten Nothwendigkeiten nicht ungünſtig iſt, iſt Ehre das groſſe Triebrad, das die Kräfte des Volks in Thätigkeit erhält. Denn zu dieſer gelangt es durch Verdienſte, durch Handlungen, welche nicht die ausſchweifenden Begierden eines oder einiger Menſchen ſchmeicheln, ſondern das Wohl des Ganzen befeſtigen. Dem Monarchen, einem einzigen Menſchen, muß die Regierung eines ſo wichtigen Körpers nothwendig zu ſchwer ſeyn; er muß Leute von Verdienſte zu Gehülfen haben, und von ſo verſchiedenen Verdienſten, als verſchiedene Räder es giebt, die zur Glückſeligkeit des Staats in Bewegung geſetzt, und im Gange erhalten werden müſſen. Und die Belohnungen, die er ertheilt, können nichts anders, als Ehre ſeyn. Ein

Band,

Band, ein Titul, eine Ehrenſäule, dieß ſind die Triebfedern des groſſen Mannes in der vollkommenen monarchiſchen Regierung. In einer Republick muß durchaus nach Verdienſten geſtrebt werden, wenn man auf die Wahl des gemeinen Weſens Anſpruch machen will, und die Ehre erfolgt alsdann auf groſſe Handlungen von ſelbſt; ſie iſt die Stimme des Volks. Und dieſe Ehre dehnt ſich allmählich über alle Geiſtesfähigkeiten aus, von denen, deren Ausübung mit dem Wohl des Staats in der unmittelbarſten Verknüpfung ſtehet, bis zu denen, die nur eine entfernte Beziehung darauf haben. Der eine erlangt ſie durch die Tapferkeit ſeines Arms, mit welchem er den Feind von den Mauren zurück getrieben; ein zweyter durch ein Gedicht, in welchem er dieſe That am künſtlichſten lobt, und folglich andere zu gleichen Handlungen aufmuntert; ein dritter durch ſorgfältige Zergliederung der Schönheit dieſes Gedichts, dadurch andere gleichfalls gereizt werden, die Wohlthäter

des

des Vaterlands zu besingen. Eben so gehet es mit den Künsten. Eine Seelenkraft munter immer die andere auf, so lange bis unter den Theilen der ganzen Staatsmaschine, die gröste Thätigkeit in der vollkommensten Harmonie entspringt. Ueberhaupt, so bald der Trieb nach Ehre bey einer Nation aufgeweckt wird, so kann man sicher darauf rechnen, daß die groben eigennützigen Begierden, die härtesten Feinde des guten Geschmacks, unterdrückt werden, und die feinern edlern Gefühle von allen Seiten sich ausbreiten.

Trifft es sich so gar, daß der Monarch selbst einen für Künste und Wissenschaften gebildeten Geist besitzt, und sie liebt, alsdann kann der gute Geschmack in einer kurzen Zeit ungeheuere Fortschritte machen. Das Vorurtheil des Ansehns war von je her das mächtigste unter den Menschen. Es ist ihnen immer die Schwachheit eigen gewesen, so viel, als möglich, den Großen nachzuahmen, in ihren Tugenden und in ihren Lastern, so gar

bis

bis auf ihre Eitelkeiten. Sie sind es, welche die Mode in den Kleidungen, den Ton in der Aussprache, und die Wahl in den Ergötzungen angeben. An Alexanders Hofe soll alles mit hohen Schultern gegangen seyn, nicht, wie man glaubt, um seinen Fehler dadurch zu verbergen, denn er wird gewiß auch, außer seinen Leuten, wohlgewachsene Menschen zu Gesichte bekommen haben, sondern seine Leute hielten es für die Eigenschaft eines großen Mannes. Als Ludwig der Vierzehnte sich die Fistel des Hintern schneiden ließ, kamen eine Menge Hofschranzen zum königlichen Wundarzt, wie Monsieur Petit es selbst erzählt, um an sich dieselbe Operation machen zu lassen. Dieses Vorurtheil hat seinen guten Grund in der Seele. Der Mensch vermischt sehr häufig das Wesentliche eines Dinges mit dessen Zufälligkeiten, und die Verknüpfung der Ideen macht ihm den Uebergang von einem zu dem andern ungemein leicht. Daher darf ihm nur ein Gegenstand von einer Seite besonders gefallen,

so gefällt er ihm von allen Seiten, wenn diese auch mit jener in gar keiner Verbindung stehen; so wie umgekehrt, das Schlechte und Unangenehme, das ihm bey einem seiner Theile vorzüglich auffällt, ihn gegen das Trefflichste in den übrigen blendet. Aber dieses Vorurtheil kann, so wie jedes andere, bisweilen ersprießliche Folgen haben. Wenn der Himmel ein Reich mit Grossen von menschlichen Empfindungen, großmüthigen Gesinnungen und Liebe zu Künsten und Wissenschaften gesegnet hat, so mag das Volk immerhin blindlings aus Mode ihnen darin nachäffen; unvermerkt wird Tugend und guter Geschmack unter ihm Wurzel fassen, und es zum glücklichsten der Völker werden!

Was ich oben von den Republicken gesagt habe, muß man keinesweges auf manche unter uns so genannte freyen Regierungen anwenden wollen, in denen der Zustand der Künste und Wissenschaften demohngeachtet nicht gerade der blühendste ist. Eingeschränkt, ohne sich auf

dem

dem großen Schauplatze besonders hervorthun zu können, erhalten sie sich mitten unter ihren mächtigern Nachbaren. Den Schein der Freyheit, den sie genießen, haben sie bloß dem Mangel der wirklichen zu verdanken; die geringste Mine, diesen abzuhelfen, würde sie gewiß auch um jenen bringen. Wenn nun außerdem die Staatsverfassung nicht gerade die verdienstvollsten und die größten Genies, sondern die Reichsten und Angesehnsten an das Ruder heischt; wenn Tapferkeit eine unbrauchbare Tugend, und Vaterland ein leerer Name ist; wenn es keine Fähigkeit giebt, durch deren Erweiterung man sich um die Nation verdient machen, und eine Ehrensäule erwerben kann, was bleibt noch übrig, das den menschlichen Geist anspornen sollte, seine Kräfte frey aus einander zu falten, und ihnen einen Schwung zu geben? — Dazu kömmt noch der Vortheil, den sie, von den nothwendigen Einschränkungen ihrer monarchischen Nachbaren, in Ansehung der Han-

del-

delſchaft, genießen. Dieſer macht, daß das Gewinnen und unaufhörliche Vergrößern des Vermögens, der wichtigſte Gegenſtand des Verlangens bey ihnen wird, wozu die Jugend erzogen, wonach des Bürgers Werth beſtimmt wird. Der weiſeſte Mann heißt der, welcher ſeine Kapitalien zu den meiſten Procenten ausbringt. Der größte Mann iſt der reichſte, und unter Freundſchaft verſtehet man die Unterhaltung eines Briefwechſels in Handlungsgeſchäften. Nichts aber iſt dem guten Geſchmack und dem Vergnügen der feinern Gefühle mehr zuwider, als der Geiſt der Pfiffmacherey. Dieſer gewöhnt das Gemüth allmählich bey jedem Gegenſtand zu unterſuchen: was hat er für Nutzen? was bringt er? Er gewöhnt es, wie ein franzöſiſcher Weltweiſer bemerkt, nach der genaueſten Berechnung fühlen, genießen und thätig ſeyn. Die Oberſeite muß mit der Creduſeite immer gehörig Balance halten, und ſo, müſſen nothwendig die edlern uneigennützigen Beſtandtheile

theile des Menſchen in Feſſeln geſchlagen werden, keiner kann es wagen, einen Schritt außer ſeinen umgebenden Schranken zu unternehmen! *)

Dieſes ſind meines Erachtens die vornehmſten Stücke, worauf es bey ganzen Völkerſchaften, in Anſehung des guten Geſchmacks, ankömmt; alles übrige, was ſonſt noch einen Einfluß auf denſelben haben könnte, als die Erziehungsanſtalten, öffentliche Spiele, Luſtbarkeiten u. ſ. w. kann immer unter eines von dieſen gebracht werden, oder iſt ſelbſt ſchon eine Folge des bereits herrſchenden guten Geſchmacks. Je günſtiger nun das Schickſal gegen ein Volk in Betracht der erwehn-

ten

*) Ich rede von einer Nation, bey welcher der Handelſchaftsgeiſt eingeriſſen iſt, nicht von einzelnen Perſonen. Es wäre ungereimt, dieſe beyde mit einander zu verwechſeln. Die Erfahrung hat uns von je her und allenthalben würdige Männer dieſes Gewerbes gezeigt, welche wahre Wohlthäter des Staats, Beförderer

ten Hauptumstände ist, je mehrere derselben und in einem je vollkommenern Grad es sie ihm ertheilt hat, desto blühender und vollkommener muß der gute Geschmack bey ihm seyn, und so umgekehrt. Eine genaue Berechnung unter den Einflüssen dieser Umstände anzustellen, um darnach das Verhältniß zwischen dem Geschmacke verschiedener Nationen im voraus bestimmen zu können, übersteigt menschliches Vermögen. Dazu wird genaue Kenntniß des Grades von Antheil erfodert, den ein jeder Umstand an dem Geschmacke hat. Und woher diese? woher, wenn keiner von ihnen je in der Natur sich allein bey einem Volke fand? Aber genug, die Vernunft zeigt sie uns als die noth-

derer der Künste und der Wissenschaften, und selbst Geliebte der Musen waren, und deren Geschichte vielleicht nicht minder verdient hätte, der Welt als ein Muster aufbehalten zu werden, als die Geschichte manches Feldherrn. Ich selbst habe schon seit vielen Jahren das Glück, die Freundschaft eines solchen Man-

nothwendigen Bedingungen des guten Geſchmacks an, und die Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften beſtätigt es, daß dieſe immer da ihre Wohnſtäte aufgeſchlagen, wo jene an vollkommenſten anzutreffen waren. Aber bisweilen ließen ſie ſie in Stiche, und wandelten in der Nachbarſchaft, oder verließen den Erdboden gänzlich? Dieſe Umſtände müſſen alsdann eine Veränderung gelitten haben; entweder haben einige einen übermäßigen unproportionirten Wachsthum erlangt, ſind in Saamen geſchoſſen, der Luxus iſt in Ueppigkeit, die Freyheit in Ausgelaſſenheit, die Religion in Aberglauben ausgeartet; oder entgegengeſetzte ſind an ihre Stelle gekommen,

Mannes, meines geliebten F . . . zu genießen, der mit äußerſter Rechtſchaffenheit und unermüdetem Fleiße ſeine Geſchäfte betreibt, und die ganze Muße, die dieſe ihm laſſen, einzig mit der Bildung ſeines Herzens, ſeines Verſtandes und ſeines Geſchmacks zubringt, darin er bereits anſehnliche Fortſchritte gemacht hat.

das Volk iſt in die Sklaverey gerathen, hat eine andere Regierungsform erhalten, ſeine Religion hat eine übeln Wendung genommen, es iſt unter einen andern Himmelsſtrich verpflanzt worden, u. ſ. w. Aber mit Dübos, der Luft allein eine ſolche Revolution immer zuſchreiben wollen, und von dem Verfall des guten Geſchmacks bey einer Nation, die ihn vorher hatte, allemal auf die Veränderung des Klimas zu ſchließen, iſt Etwas, das weder von der Vernunft begriffen, noch von der Erfahrung beſtätigt werden kann.

Dreymal glückliche Griechen, welcher Sterbliche, in deſſen Seele ein Funken himmliſchen Feuers glimmt, kann euerer ſich ohne ſchwärmeriſches Entzücken erinnern? Ueber euch hat eine Zeitlang unſere holde Mutter Natur bis auf das letzte Körnchen ihr Füllhorn ausgeleert! Ihr genoſſet die reinſte Himmelsluft und die erquickendſten Sonnenſtrahlen; die Religion eures Volks war zwar

die

die fabelhafteſte, aber für die Künſte und Wiſſenſchaften die fruchtbarſte, ſie war bilderreich und duldend. Sie verbot euren Weiſen nicht das Denken, noch den anders denkenden unter euch das Leben. Ihr kanntet weder Kränkungen der Menſchheitsrechte, noch Scheiterhaufen, noch mit Teufeln bemahlte Mützen, noch gelbe Ermel *), um euere Mitgeſchöpfe auf dieſer Welt zu plagen, die von einer zukünftigen andere Vorſtellungen, als ihr, ſich machten. In eurer Seele wohnte die Menſchlichkeit, die Empfindſamkeit, die Gaſtfreyheit, die Geſelligkeit. Und

*) In unſerm erleuchteten Jahrhunderte, da man die Religion ſo ſehr verfeinert wiſſen will, und Menſchenliebe und Duldung von allen Seiten geprediat wird, giebt es dennoch Oerter, wo keiner einer gewiſſen unterdrückten Nation ohne dieſes ſchimpfliche Zeichen auf ſeinem Kleide, ſich auf die Graſſe wagen darf, wenn er ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, vom Pöbel geſteinigt zu werden.

euren ſchönen Seelen gliechen eure ſchöne Körper. Eure Regierung war die trefflichſte, alles nahm Antheil daran, keine einzige Kraft eines einzigen Menſchen durfte für das Ganze verlohren gehen. Künſte und Wiſſenſchaften waren mit ihr aufs innigſte verwebt; die Tonkunſt modelte eure Sitten; *) Schauſpiele, Kämpfe und Tänze, waren eure Ergötzungen; die Beredſamkeit lenkte den Entſchluß des Volkes, und Dichtkunſt und Bildhauerey belohnten die Ausführung; der Gedanke Vaterland, ſetzte alle eure Triebräder in

*) Plato ſagt in ſeiner Republick, die Muſik kann in keinem Staate verändert werden, ohne daß die Sitten des Volks zugleich mit eine Veränderung leiden. Wir können uns daraus einen hinlänglichen Begriff von der Vortrefflichkeit dieſer Kunſt bey den Griechen machen, ob uns gleich keine ſichere Spuren von ihrer Beſchaffenheit zurück geblieben ſind; von der Unſrigen kann ſchwerlich ein Plato dieſes behaupten.

in Bewegung. Daher ward euer Genie den Weiſen der Erde, was euer Arm den Mächtigen war; daher bleiben eure Homere und Euripide, eure Zeuxis und Demoſthene die unnachahmlichen Muſter, die alle zukünftige Jahrhunderte zur Nachahmung ſich vorſetzen, ohne ſie je erreichen zu können! — Aber die Barbaren, die euer geſegnetes Land überſchwemmt, und euch unterm Joche halten, welche Ausartung? — Sie genießen euer Klima, euere milde Sonne, beſitzen aber nicht eure weichgeſchaffenen Seelen; *) ſie ertra-

*) Per hos (Turcas) primum correpta pars Aſiæ, quæ olim fluere deliciis dicebatur. Hinc ſub Amurathe in Europam, ligurum ope remigioque transvectis, illa Græcia, illud Muſarum domicilium conceſſit in proedam. Ipſi tamen dura indole eluctati humanitatem in majorum feritate perſeverant; prorſus ut intelligas, ſub molli cœlo immania ingenia eſſe poſſe. Barclai Icon animor. cap. IX.

gen willig die Feſſeln des Diſpoten, *) und erkennen gleich ihm in den gröbſten körperlichen Lüſten ihr höchſtes Gut. Ihre Religion unterdrückt in ihnen jeden emporſtrebenden Keim höherer Kräfte; ſie unterſagt der Vernunft das Denken und der Einbildung das Bilden. Daher ſind die Muſen ihnen entflohen, und unter rauhern Himmel, aber unter menſchlichere Menſchen hingezogen. Bildende Künſte ſind von ihnen verbannet, Dichter kennen ſie nicht, ihre Tonkunſt iſt ein nichtsbedeutendes Geheul, ſie wurden die Geißel der menſchlichen Vernunft. **) O Griechen, Griechen, welche grauſamere Rache hättet ihr

*) Nec in aliis Gentibus conſtantior in modeſtos & ligitimos Principes fides, quam illis in atrocem, cui ſe damnaverunt, Tyrannidem. ibid.

**) Turcarum ferum genus, & ad urbium, artificiorum, ſcientiæ excidium natum, noſtris vitiis quam ſua virtute felicius fuit. ibid.

ihr von den Göttern an euren Unterdrückern euch erflehen können!

Ich habe mit Fleiß die beyden äußerſten Enden des Geſchmacks gegen einander gehalten; von der einen Seite in ſeiner vollkommenſten Reife unter den günſtigſten Umſtänden, von der andern in ſeinem größten Verfalle unter den widrigſten. Der Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften unter den europäiſchen Völkern in den ſpätern Jahrhunderten muß ſich darnach beſtimmen laſſen, in wie fern ſie in Anſehung dieſer Umſtände dieſem oder jenem Ende näher kommen. Aber ich enthalte mich dieſer Anwendung. Denn, wie geſagt, es werden dazu Fähigkeiten und ausgebreitete Kenntniſſe erfodert, deren Mangel ich nicht undeutlich in mir verſpüre. Ich bin zufrieden, wenn mein Maßſtab, den ich angegeben, nur der wahre iſt. Ich überlaſſe den Gebrauch geübtern Köpfen; meine Kräfte ſind zu ſchwach ihn zu regieren.

Zusatz.

Der innere Werth der Tugend und der Schönheit ist zu unsern Zeiten ein wichtiger Streitpunkt in der Weltweißheit geworden. Nachdem das Menschengeschlecht seit dem ersten Augenblick seiner Entstehung es erfahren, wie unentbehrlich sie ihm zu seiner Ruhe und Glückseligkeit sind; nachdem sie seit undenklichen Jahren, fast die einzige Beschäftigung der größten Männer aller Völker ausmachten; nachdem man seit so vielen Jahrhunderten, das Alterthum, wegen seiner unsterblichen Muster in beyden, beynahe angebetet hat; so ist es wohl etwas auffallend, daß gerade dem achtzehnten die Kleinigkeit noch zu untersuchen aufbehalten blieb, ob denn Tugend und Schönheit Gegenstände der Vernunft oder Gegenstände des Gefühls sind? Mit andern Worten, „ob sie, gleich Wahrheit, ein objektivisches unbedingtes Wesen

sen haben, das von der Verschiedenheit empfindsamer Geschöpfe unabhängig ist, oder ob sie gleich sinnlichen Phänomenen, einzig und allein in der persönlichen Organisation ihr Daseyn haben?„ Mit noch andern Worten: „ob denn an diesen Dingen auch wirklich etwas reelles ist; oder ob sie bloß ergötzende Blendwerke sind, deren Spiel von dem Gesichtspunkte abhängt, aus dem man sie betrachtet?„

Hutcheson und Hume waren, so viel ich weiß, die ersten, welche die Empfindung von Lust und Unlust, die die Vorstellung moralisch-guter oder böser Handlungen begleitet, genau zergliederten. Sie zeigten, vielleicht um dem System des groben Eigennutzes dadurch das Gleichgewicht zu halten, wie mächtig diese Empfindung ist, ohne Rücksicht auf unsern eigenen Vortheil und Schaden, ohne vorhergegangene Vernunftuntersuchung, uns zur Ausübung jeder Art von Tugend anzuspornen, und von jedem Laster abzuhalten. —

Wenn

Wenn ſie nun dieſer Empfindung, wegen ihrer beſondern Vorzüglichkeit, eine eigene Benennung beylegten, und ſie durch den Ausdruck des moraliſchen Gefühls, des moraliſchen Sinnes bezeichneten, ſo konnte dieſes, in der Sittenlehre ſo wohl als in der Seelenlehre, nur von wenigem Belange ſeyn. Wer will, kann eben ſo gut die angenehme Empfindung, die nach der Entdeckung einer Wahrheit, und die unangenehme, welche nach einer vergeblichen Unterſuchung der Wahrheit, in uns entſtehet, ein Wahrheitsgefühl nennen. Eben ſo kann man jede Luſt und Unluſt, die verſchiedene Arten von Vollkommenheits- und Unvollkommenheitsvorſtellungen hervorbringen, nach dieſen verſchiedenen Arten beſonders beſtimmen. Im Grunde ſiehet man doch, daß alles auf dieß einzige Hauptgeſetz in der menſchlichen Seele hinausläuft: „Die Vorſtellung der Vollkommenheit gewährt Luſt, die Vorſtellung der Unvollkommenheit, Unluſt.„ Was thut das übrigens zur Sache, daß die

Ab-

Abtheilungen dieſer Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten in verſchiedene Unterarten, nach Willkühr vervielfältigt werden? — Allein man ließ es dabey nicht bewenden; man fing an, dieſes ſo genannte moraliſche Gefühl, für einen ganz eigenen unabgeleiteten Sinn auszugeben; man glaubte, der Schöpfer habe dadurch der Seele einen beſondern Organ ertheilt, vermittelſt deſſen ſie Tugend und Laſter anſchauend erkennt; man ging endlich ſo weit, daß man es gar zum oberſten Principio der Sittlichkeit machte, und übertrug ihm allein, unabhängig von der Vernunft, den Richterſpruch über die Güte moraliſcher Handlungen. Das heißt, man kehrte die Sache gänzlich um; anſtatt einzuſehen, daß dieſe moraliſche Empfindung bloß eine Folge des vorhergegangenen Vernunfturtheils über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Handlung iſt, behauptete man, daß dieſes Urtheil dem vorhergegangenen Gefühl von Luſt und Unluſt

folgen

folgen muß. Eine eben ſo große Ungereimtheit, als wenn ein Meßkünſtler, die angenehme Selbſtbefriedigung, die er nach der Auflöſung eines verwickelten Problems empfindet, als ein ſicheres Kennzeichen der Richtigkeit ſeiner Auflöſung, anſehen wollte. Es iſt aber leicht einzuſehen, auf welch einem ſchwankenden Grunde das Syſtem der Sittlichkeit aufgeführt, und auf welchen geringſchätzigen Werth dieſe gebracht wird, wenn man ihr ganzes Weſen bis zu einer ſinnlichen Erſcheinung herunterſetzt! — Es iſt noch nicht lange, daß eine ganze Geſellſchaft Philoſophen über den Vorzug zwiſchen zwey Schriften ſich nicht vereinigen konnte, von denen die eine mit ſehr guten Gründen den objektiviſchen Werth, und die andere mit ſehr ſchlechten das ſubjektiviſche Weſen der Tugend darthat. Sie überließ die Entſcheidung dem Looſe, und die Würfel erklärten ſich — für den moraliſchen Inſtinkt. —

Aber

Aber niemand von den Anhängern des moraliſchen Sinnes macht es ſo bunt, als Robinet. Ihm iſt gar nichts anſtößiges darin, das Gefühl von Guten und Böſen, für einerley Art Empfindung mit dem Gefühle für das Süße und Bittere zu halten. „Beyde, ſagt er, „ſind ein innerer Zuſtand der Seele, „in welchen ſie, wider ihren Willen, durch „die Gegenwart eines äußern Vorwurfs ver„ſetzt wird. Mein Arzt mag ſagen, was er „will, er kann doch nicht machen, daß ich ſei„nen bittern Trank ſüße finde. Ein Böſe„wicht mag alles vorbringen, was Sophi„ſterey und eine verfängliche Metaphyſik ſei„ner Beredſamkeit darbieten, um das Ab„ſcheuliche ſeines Laſters zu entſchuldigen oder „zu vermindern, innerlich werde ich ihn den„noch tadeln, ſelbſt wenn ich die Früchte des „Laſters genieße.„ *) Ja, dieſe falſche Analogie verleitet ihn gar dahin, daß er das Mittel,

*) De la Nature Tom. I. p. 246.

tel, durch welches die Seele die Sittlichkeit der gegenwärtigen Handlungen erfährt, gleich wie bey den Gegenſtänden der übrigen fünf Sinnen, für etwas körperliches hält. Es verbreiten ſich, ſeiner Meynung nach, aus dem Senſorio commune Nervenfiebern bis an den äußern Umkreis des Körpers, die durch die Gegenwart ſittlicher Handlungen, eben ſo wie das Netz- und Geruchshäutchen von den Strahlen und Ausdünſtungen, erſchüttert werden, den Eindruck der Seele zubringen, und dieſe in einen angenehmen oder unangenehmen Zuſtand verſetzen. Das moraliſche Gefühl iſt ihm vollkommen der ſechſte körperliche Sinn. Man leſe die unten angeführten Stellen, und ſage, ob man ein Ding weiter treiben kann! *)

Wie

*) Il eſt toujours vrai que toutes les ſenſations ne ſont que des modifications du toucher. Le toucher, à meſure qu'il ſe ſubtiliſe & ſe perfectionne, devient la baſe de ſenſations plus parfaites. Quel risque de le ſuppoſer

a un

Wie Robinet mit der Tugend, so macht es ein anderer französischer Weltweiser, nur etwas gelinder, mit der Schönheit. „Wir „haben einen Sinn, sagt er, der dazu be„stimmt ist, über den Werth solcher Werke „zu urtheilen, deren Vortrefflichkeit in der „Nachahmung rührender Gegenstände in der „Natur, bestehet. — Es ist unser sechs„ter Sinn, ob wir gleich seine Organe nicht „sehen. Es ist derjenige Theil von uns, wel„cher über die Eindrücke, die er empfängt, ur„theilt, und, mich eines platonischen Aus„drucks zu bedienen, seine Ausspräche thut, „ohne Linial und Zirkel dabey zu gebrauchen. „Es ist das, was man gemeiniglich das innere „Gefühl nennt. — Die Entscheidung solcher Dinge

à un tel degré de fineſſe qu'il puiſſe occaſioner dans l'ame un ſentiment moral? Rien ne nous porte à préſumer que l'analogie de la Nature, ſoutenue dans les autres ſens, ſe démente pour celui-ci ſeulement. La ſimi-

„Dinge (als das Urtheil über das Ganze eines „Gedichts oder eines Gemähldes,) heißt es „bey diesem Schriftsteller, gehört nicht vor „dem Richterstuhl der Vernunft, die sich hierin „dem Ausspruche der Empfindung, als der „rechtmäßigen Richterin über solche Streitig„keiten, unterwerfen muß. Untersucht man „wohl nach logikalischen Gründen, ob ein Ra„gout einen guten oder schlechten Geschmack „habe? Wer hat sich jemals, um einen Ra„gout

litude des opérations nous force au contraire à reconnoitre l'uniformité de ses loix. Daſelbſt S. 351.

Und an einer andern Stelle.

Supposé qu'il y ait un organe moral, une extension nerveuse fibrillaire qui partant du *sensorium commune*, s'etende jusques vers certains points de l'economie interne, les quels communiquent avec d'autres filamens extérieurs analogues; comment un objet moral peut-il affecter cet organe de telle sorte

„gout zu beurtheilen, in den Sinn kommen
„laſſen, erſt metaphyſiſche Grundſätze über den
„Geſchmack feſtzuſetzen, darauf eine Erklärung
„von den Eigenſchaften aller zu einem Ragout
„gehörigen Ingredienzien zu geben, endlich
„das bey der Vermiſchung derſelben beobach-
„tete Verhältniß zu unterſuchen, und nun das
„Urtheil daraus abzufaſſen, ob das Ragout
„gut oder ſchlecht ſey? Es geſchieht nichts
„von allen dem. Wir haben einen Sinn, wel-

 „cher

ſorte que cette affection paſſe dans l'ame pour lui en faire connoître la moralité? — Suivons la méchanique des autres ſenſations, nous y verrons le type de celle-ci. Chaque ſubſtance porte avec ſoi ſa couleur, ſa ſaveur, ou plutôt ce qu'il faut pour en exciter immediatement la ſenſation dans l'ame. Toute action ou qualité porte de même avec elle ſa moralité, ou au moins ce qu'il faut pour la faire ſentir à l'ame. Quand un objet ſe peint dans l'oeil, il s'y peint avec ſa

couleur

„cher fähig iſt zu unterſcheiden, ob der Koch „nach den Regeln ſeiner Kunſt verfahren hat. „Man koſtet das Ragout, ohne einmal dieſe „Regeln zu wiſſen, und ſo wird man inne, „ob es gut ſchmeckt. So iſt es gewiſſermaßen „auch mit den Werken des Geiſtes und mit „Gemählden, als deren Entzweck es iſt, uns „zu rühren und zu gefallen.„ — Und dieſer Schriftſteller iſt Dübos *) ein Mann der uns drey Bände mit unvergleichlichen Anmerkungen über

couleur & ſa figure: quand le ſon frappe mon oreille, il y parvient avec le ton qu'il a, grave ou aigu. De meme une action dont je ſuis témoin, m'eſt préſente avec ſa moralité: ſi on me la raconte, les mots frappent mon oreille avec le caractere de l'action qu'ils expriment. Il eſt vrai, la moralité des actions n'eſt ni viſible, ni palpable; je ne

*) S. deſſen kritiſche Betrachtungen über die Poeſie und Mahlerey, des zweyten Theils, XXII Abſchnitt.

über den Geſchmack in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften geliefert hat. — Ueber den guten oder ſchlechten Geſchmack eines Ragouts, würde er uns ſchwerlich ſo viel Vortreffliches haben ſagen können! —

Und woher dieſes? Warum würde er dieſes ſchwerlich gekonnt haben? Warum iſt der Geſchmack eines Ragouts keiner ſolchen kritiſchen Unterſuchung fähig, als der Geſchmack an Schönen? Warum hat die Ver-

ne dis pas non plus que nous la voyons ou que nous la touchons. Mais cela n'empêche pas qu'elle ne devienne ſenſible par ſon organe propre. Le ſon n'eſt ni viſible, ni tactile; en eſt-il moins ſenſible à l'ame au moyen du nerf acauſtique? Ainſi, quoique les objets moraux ne nous ſoient pas ſenſibles comme peints dans l'oeil, ni comme ſentis par les fibres olfactifes de l'adorat, ils le deviennent par l'impreſſion qu'ils font ſur l'organe de leur ſens particulier, appellé pour cette raiſon ſens moral. Daſel. S. 355.

nunft da so wenig, und hier so viel zu urtheilen, zu billigen, zu tadeln und Regeln anzugeben? Es muß doch also mit der Schönheit eine etwas verschiedene Bewandniß haben; sie muß mehr Vernunftstoff enthalten, als jener grobe Gaumenkützel; sie muß mehr Objektivisches in sich fassen, das bloß zum Gebiethe der Vernunft gehört, und worüber kein Gefühl befugter Richter seyn kann. —

Und dieß gesteht Dübos unvermerkt selbst ein. „Man erlaube mir, sagt er, mich „ein wenig sonderbar auszudrücken. Die Ver„nunft will nicht, daß man über ein Gedicht „oder ein Gemählde vernünftle, man müßte „es denn thun, um das Urtheil der Empfin„dung dadurch zu rechtfertigen.„ Vortrefflich! Kann die Vernunft die Empfindung rechtfertigen, so muß es doch Vernunftregeln geben, nach denen die Empfindung beurtheilt wird, mit denen sie übereinstimmen, denen sie zuwider seyn kann. Daraus folgt, daß dasjenige in dem Gegenstande, das die Em-

Empfindung der Schönheit hervorbringt, etwas Objektiviſches ſeyn muß; denn der Vorwurf der Vernunft iſt allemal etwas Objektiviſches. Iſt aber dieſes, ſo ſehe ich nicht ein, warum dieſe Rechtfertigungsregeln, nicht auch Beſtimmungsregeln abgeben ſollen, um die Empfindung im voraus darnach beſtimmen zu können?

„Das Publikum, ſagt unſer Kunſtrichter immer fort, „entſcheidet nach der Em„pfindung, und daher immer richtig.„ Allerdings entſcheidet es richtig, aber nur ſo lange es über ſeine Empfindung urtheilt. Ich werde durch die Anſchauung dieſes Kunſtwerks in einen angenehmen, durch die Anſchauung eines andern in einen unangenehmen Zuſtand verſetzt, wer kann mir dieſes ſtreitig machen? Aber jenes iſt ſchön, und dieſes häßlich, d. i. jenes iſt von der Beſchaffenheit, daß es nach den Regeln des Geſchmacks eine angenehme Empfindung hervorbringen muß, und dieſes von entgegenge-

ſetzter Beſchaffenheit, dieß iſt ein Urtheil, das ſich weiter als auf meine Empfindung, ſondern das ſich auf das Objektiviſche in dem Kunſtwerke erſtreckt. — Um dieſe Schwierigkeit auszuweichen, wie es ſcheint, ſucht Dübos ſein richtendes Publikum etwas einzuſchränken. Er will darunter nicht den Pöbel verſtanden wiſſen, ſondern Leute, die leſen, Schauſpiele kennen, Gemählde geſehen haben, und ihren Unterſchied kennen; er thut ſo gar hinzu, daß die Anzahl derer, die zum Publiko gehören, jedesmal nach dem Werke, das beurtheilt werden ſoll, ſich richtet. — Man ſiehet aber, daß er es dadurch, mit dem Weſentlichen ſeines Syſtems gänzlich verdirbt. Denn wozu eine Einſchränkung des Publikums, wenn die Schönheit der Gegenſtand eines ſechſten Sinnes iſt? In der Richtigkeit ſubjektiviſcher Urtheile über ſinnliche Empfindung, darf niemal unter verſchiedenen Subjekten ein Unterſchied gemacht werden. Wer Augen und Ohren hat, müßte das Recht

haben

haben, über Gemählde und Muſik Urtheile zu fällen; denn er thut es, indem er ſeinen eigenen Zuſtand ausdrückt, worüber jeder Menſch zu allen Zeiten richtig urtheilt. Zu dem Publiko, welches den Geſchmack eines Ragouts, (mit welchem Dübos den Geſchmack vergleicht) mit Recht beurtheilt, gehört der rauheſte Hotientot ſo gut, als der weiſe Stagirit. — So bald wir aber durch die Vernunft die Beſchaffenheit derer beſtimmen wollen, deren Urtheil über die Schönheit gültig ſeyn ſoll, ſo ſetzen wir nothwendig ſchon voraus, daß in dieſer etwas Objektiviſches ſeyn, und das Urtheil weiter als bloß auf den ſubjektiviſchen Zuſtand ſich erſtrecken muß.

Ich begreife es nicht, wie die Anhänger des ſubjektiviſchen Werths der Schönheit, dieſe ſo offenbar mit der Empfindung des Wohlgefallens, welche ſie hervorbringt, verwechſeln, und für völlig einerley halten können.*) Nicht

*) Schönheit, ſagt Hutcheſon, bedeutet, wie andere

doch, Wohlgefallen iſt eine Folge der Schönheit, nicht Schönheit ſelbſt: und unter jenem verſtehet man bloß die Empfindung der Luſt, die bey der Vorſtellung jeder Vollkommenheit in uns entſtehet. Ueberdem wenn man annimmt, daß dieſes Wohlgefallen mit der Schönheit einerley iſt, ſo iſt es ſo viel als behauptete man, Schönheit wäre die einzige Eigenſchaft eines Gegenſtands, welche die Empfindung der Luſt in uns zu erwecken vermag; da es doch ſo verſchiedene andere Arten von Eigenſchaften giebt, als das Gute, das Nützliche und die deutliche Vollkommenheit, durch welche ein Gegenſtand eben dieſe Empfindung der Luſt in uns hervorbringt. Wenn wir alſo

andere Namen der ſinnlichen Ideen, eigentlich die Vorſtellung eines Geiſtes. Kalt, heiß, bitter, ſüß, bedeutet die hervorgebrachte Empfindung in unſerer Seele, mit welchen die Gegenſtände vielleicht keine Aehnlichkeit haben, ob wir uns gleich die Sache gemeiniglich anders vorſtellen. S. deſſen Unterſu-

alſo ſagen, dieſer Gegenſtand gefällt uns, ſo drücken wir freylich unſern eigenen Zuſtand aus, aber keinesweges die Beſchaffenheit des äußern Gegenſtands, die uns in dieſen Zuſtand verſetzt. Dieſe iſt immer etwas Objektiviſches, und kann bloß von der Vernunft entdeckt werden.

Wenn man dieſes erwegt, ſo fällt freylich die ganze Schwierigkeit von der Verſchiedenheit der Urtheile über die Schönheit, auf welche man ſich gewöhnlich, bey der Vertheidigung ihres bloß ſubjektiviſchen Werths beruft, über den Haufen. Es iſt immer derſelbe Fall, daß man die verſchiedene Empfindung, die ein Gegenſtand auf verſchiedene

Unterſuchung unſerer Begriffe von Schönheit und Tugend. S. 17.

Eben ſo Herr Ridel.

Die Schönheit iſt bloße Idee, bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objekts; ſo bald dieſes da iſt, ſo iſt Schönheit da, mag doch das Objekt beſchaffen ſeyn, wie es will. Oeffen Briefe an das Publikum. S. 44.

dene Menſchen macht, mit der Verſchiedenheit der Urtheile über diejenige Beſchaffenheit des Gegenſtands, welche die Urſache dieſer Empfindung ausmacht, vermengt. Die Empfindung eines jeden Menſchen iſt immer richtig, aber nicht immer iſt es ſein Urtheil über die Urſache ſeiner Empfindung. Mag doch der hottentottiſche Bräutigam Tquaſſouw ſeine Braut Knonmquaiba immerhin darum liebenswürdig finden, „weil ſie eine gequetſchte Naſe, ſchlappe bis auf den Nabel herabhängende Brüſte, und ihren ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeizt hat, weil ihre Haarlocken von Schmeer trieſen, und die Füße und Arme mit friſchem Gedärme umwunden ſind.„ Was folgt daraus? Nichts, als daß dieſer Unhold vor dem wir fliehen würden, dem Einwohner von Heſſaqua dennoch gefällt, in ſeiner Seele dennoch das Gefühl von Luſt erweckt, es folgt aber keinesweges, warum er ihm gefällt? Er ſage uns, ſo und nicht

anders

anders muß der Gegenſtand beſchaffen ſeyn, wenn er mir liebenswürdig ſeyn, wenn er meine Begierde reizen ſoll; gut, er ſpricht von ſeiner Empfindung, und wir müſſen es ihm glauben. Aber wenn er uns dociren will, woher dieſe Luſt in ihm entſtehet, und uns weis machen will, daß bloß die Schönheit des Gegenſtands die Urſache davon iſt, o dann müſſen wir ihm für ſeinen Unterricht danken. Er iſt dann nicht mehr der Hottentotte, der Empfindung erzählt, ſondern der Hottentotte der vernünſtelt, und hierin ſind wir nicht ſchuldig ihm Glauben beyzumeſſen. Die Erklärung der Urſache von ſeiner Empfindung, iſt nicht ſeine Sache. Dieſe überlaſſe er den Seelenforſchern, welche, nachdem ſie ſeine Neigungen und Gemüthsbeſchaffenheit unterſucht, aus ganz andern Gründen es herleiten werden, warum dieſer eckelhafte Vorwurf gerade derjenige iſt, der ſeine Begierde am meiſten reizt.

Wir

Wir haben alſo eine doppelte Quelle, woraus das Widerſprechende unter den Geſchmacksurtheilen verſchiedener Menſchen entſpringt. Erſtlich, die **Verwechſelung verſchiedener Urſachen von einerley Folgen.** **Vollkommenheit iſt die einzige Beſchaffenheit eines Gegenſtands**, welche die Empfindung von Luſt hervorbringt, und wir können von dem Daſeyn dieſer auf das Daſeyn jener allemal mit Zuverläßigkeit ſchließen. Allein die Vollkommenheit iſt ein allgemeiner Begriff, und beſtehet aus einer Menge einzelner Unterarten, die alle, in der Vorſtellung, dieſelbe Empfindung von Luſt zur Folge haben; und daher iſt der **Schluß von dieſer auf das beſtimmte Daſeyn einer** dieſer Unterarten, ſehr oft trügriſch, und kann niemals als gültig angeſehen werden, wenn er nicht von der Vernunft, welche die innere Beſchaffenheit des vollkommenen Gegenſtands genau unterſucht, ſich herſchreibt. Ich habe bereits erwehnt, wie oft wir die Luſt, welche

aus

aus der Anschauung eines Gegenstands entspringt, den wir, in so fern er zur Befriedigung sinnlicher Begierden nützlich ist, für vollkommen halten, mit der Lust, welche die Anschauung der Schönheit uns gewähret, vermengen. Bey der körperlichen Wollust ist dieses allgemein. So lange es Menschen gab, die nach dem Genusse der Geschlechtsneigung sich sehnten, haben sie immer in demselben die beyden Arten von Vollkommenheiten, die Schönheit und das physich Nützliche mit einander verknüpft, ungeachtet es an und für sich, zwey ganz verschiedene Genußarten sind, der Reiz der Gefühlsnerven, und die Vorstellung von der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zur Einheit in der äußern Form des Gegenstands, und ein Blindgebohrner eben so wohl den ersten, als ein Verschnittener die letzte, vollkommen unvermischt genießen muß. — Bey dem Genusse der übrigen drey Sinne, ist die Schönheit von keinem so starken Einflusse. Wir sind zufrieden, wenn

ein

ein Gericht durch in die augenfallende Häßlichkeiten nur keinen Eckel hervorbringt. Die Schönheit seiner äußern Form trägt nicht das mindeste dazu bey, daß wir uns nach dessen Genusse desto mehr sehnen sollten. Eben so ist es mit dem Geruche. Der Wohlgeruch einer Blume stehet so wenig mit der Schönheit ihrer Form in Verknüpfung, daß keine dieser Eigenschaften durch die andere einen Zuwachs in der Vorstellung empfängt, und wir werden fast gar nicht verleitet, wegen des Daseyns der einen das Daseyn der andern zu erwarten. Auch die Annehmlichkeit einer Musik gewinnt und verliert nichts durch die Schönheit und Häßlichkeit des Instruments oder der Person, die sie hervorbringt. — Es scheint also eine von jenen weisen Veranstaltungen der Natur zu seyn, vermittelst welcher sie immer sucht, die wichtigsten Entzwecke durch die mächtigsten Triebwerke zu erlangen, daß sie gerade dem gröbsten physischen Trieb, der aber zur Erhaltung des Geschlechts

ſchlechts an unentbehrlichſten iſt, mit dem feinern und unwiderſtehlichen Verlangen nach Vorſtellung der Schönheit in Verbindung geſetzt hat, damit der Menſch nicht bloß durch das langſam wirkende innere Bedürfniß des Körpers, ſondern auch zugleich durch ſchnellere und von außen wirkende Reize, häufiger und geſchwinder zu jenem großen Geſchäfte der Fortpflanzung angeſpornet werde. — Aber dieſe Verknüpfung zwiſchen Schönheit und phyſiſchem Genuſſe iſt wechſelſeitig; eben ſo wie jene dieſen veredelt, ſo ſetzt dieſer jene einigermaßen herunter. Und es iſt leicht zu begreifen, wie bald man ſich gewöhnt, bloße Vollkommenheitsmomente der Wolluſt zu den Momenten der Schönheit hinüber zu tragen, und von der Luſt, die durch Anſchauung jener in uns entſtehet, fälſchlich auf das Daſeyn der Schönheit zu ſchließen. Wenn man nun bedenkt, welchen Einfluß Konſtitution des Körpers, Beſchaffenheit des Gemüths und Neigungen überhaupt,

auf die Vorſtellung der Vollkommenheits-momente in der Wolluſt haben; ſo wird man ſich mit leichter Mühe die verſchiedenen Urtheile über die Geſchlechterſchönheit unter verſchiedenen Menſchen und Völkern erklären können, ohne gezwungen zu ſeyn, aus dieſer Verſchiedenheit den Schluß zu ziehen, daß die Schönheit an ſich von wandelbarer Natur ſey, und bloß in der ſubjektiviſchen Vorſtellung ihr Daſeyn habe.

Die zweyte und allgemeinere Quelle von der Verſchiedenheit der Urtheile über Schönheit, iſt die oben auseinandergeſetzte Verſchiedenheit des Haltungsgefühls. Man kann vielleicht die Allgemeinheit dieſer Verwechſelung von verſchiedenen Urſachen einer und derſelben Folge, in Zweifel ziehen, indem man annimmt, daß die angenehme Empfindung, welche jede beſondere Art von Vollkommenheit hervorbringt, etwas eigenthümliches hat, und daher auch in den meiſten Fällen, (denn bey der Vorſtellung der Geſchlechterſchönheit würde

würde diese Behauptung der täglichen Erfahrung zuwider seyn) die Lust, welche Schönheit gewährt, von der Seele anschauend, als verschieden von derjenigen erkannt wird, welche die Vorstellung einer andern Vollkommenheit, als des Guten oder der Nützlichen gewährt, ob gleich wir diese Verschiedenheit nicht durch Worte beschreiben können. Eben so wie wir den angenehmen Geruch einer Viole von dem angenehmen Geruch einer Hyacinthe durch die Empfindung sehr wohl unterscheiden, und dennoch nicht im Stande sind, diesen Unterschied deutlich zu machen. Allein gesetzt auch dieses werde zugegeben, so bleibt dennoch unleugbar, daß ein Gegenstand, den wir uns in irgend einer interessanten Absicht besonders als vollkommen vorstellen, einen lebhaftern Eindruck auf uns macht, und unsere Aufmerksamkeit stärker an sich ziehet, als ein Gegenstand, den wir als weniger vollkommen betrachten. Und mehr braucht es nicht, um unser Urtheil über die Schönheit zu verfäl-

ſchen, und ſelbſt dieſe eigenthümliche Schönheitsempfindung, durch die Anſchauung eines Gegenſtands in uns zu erwecken, der an ſich häßlich iſt, und in einem andern Subjecte die entgegengeſetzte Empfindung hervorbringt. Denn wie ich bereits weitläufiger gezeigt habe, das wichtigſte Stück bey der Schönheit iſt die Haltung, folglich beym Geſchmack, das Haltungsgefühl; und da dieſes bloß in dem gehörigen Grad von Lebhaftigkeit des Eindrucks beſtehet, welchen jedes einzelne Stück in der Mannigfaltigkeit auf das Gemüth machet, ſo muß auch alles was dazu beyträgt, dieſe Lebhaftigkeit ſtärker oder ſchwächer zu machen, das Haltungsgefühl und alſo auch die Vorſtellung der Schönheit verändern. — Ich habe zwar oben nur einiger der groben ſinnlichen Begierden Erwehnung gethan, deren Einfluß auf das Haltungsgefühl offenbar in die Augen fällt. Es verſteht ſich aber, wie ich glaube, von ſelbſt, daß beynahe keine Neigung, keine Gewohn-

wohnheit, keine Meynung, kein Vorurtheil, keine dunkele Vorſtellung in der Seele vorhanden iſt, wodurch das Haltungsgefühl nicht eine Veränderung leidet. Man weiß, daß manches Geſicht wegen eines einzigen Zuges, der ſich darin findet, uns gleich bey dem erſten Anblick für oder wider ſich einnimmt, ohne daß wir, vermittelſt der genaueſten Unterſuchung unſers Innerſtes im Stande ſind, uns Rechenſchaft von dieſer Erſcheinung zu geben, und deren Urſache vielleicht in den erſten Jahren unſerer Kindheit aufgeſucht werden muß, da ähnliche Züge einen lebhaftren, angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf uns gemacht haben. Eben ſo iſt es mit jedem andern Gegenſtand, wenn er ſelbſt, oder ein mit ihm verwandter, einſt mit beſonderer Lebhaftigkeit auf unſere Vorſtellung gewirkt, ſo macht ſeine Gegenwart wiederum einen lebhaftern Eindruck auf uns, ohne daß wir uns der Urſache allemal bewuſt ſind. Von der Gewohnheit iſt

es bekannt, wie mächtig sie ist, die größte Lebhaftigkeit der angenehmen Eindrücke so wohl als der unangenehmen allmählich so herunter zu stimmen, daß diese fast unbemerkt bleiben. So auch umgekehrt, das Ungewöhnliche ertheilt oft den gleichgültigsten Dingen ein erstaunendes Wirkungsvermögen, so daß sie auffallend und frappant werden. Gebräuche, Meynungen und Vorurtheile verwandeln die wichtigsten und erhabensten Gegenstände in nichtsbedeutende, unwirksame; andern nichtswürdigen und verächtlichen legen sie oft solch ein erhabenes heiliges Wesen bey, daß sie mit Erstaunen betrachtet werden, und das ganze Gemüth in Erschütterung setzen. Alles dieses zusammengenommen, so wird man abermals leicht begreifen, wie verschieden das Haltungsgefühl bey verschiedenen Menschen und Völkern seyn muß, und wie richtig der Hottentotte von einem Gegenstande sagen kann, dieser bringt in mir die angenehme Empfindung hervor, welche

che der Schönheit eigenthümlich iſt, der demohngeachtet an und für ſich ein Muſter von Häßlichkeit ſeyn kann. Denn geſetzt, daß ſeine Häßlichkeit in einer nach der objektiviſchen Regel des Geſchmacks unrichtigen Haltung beſtehet, der aber dem Haltungsgefühle dieſes Hottentotten gerade entſpricht, ſo kann es nicht fehlen, der Gegenſtand muß bey ihm die Empfindung der Schönheit hervorbringen.

Ich weiß mir es nicht zu erklären, woher es kommt, daß man um die Erkenntnißfähigkeit der Schönheit zu bezeichnen, unter allen fünf Sinnen, die Analogie des gröbſten, des Geſchmacks ſich bedient, bey welchem gerade die gröſte Verſchiedenheit unter den Menſchen ſich findet? Man könnte ſie mit eben dem Rechte das Geſicht oder das Gehör benennen. Und hätte man dieſes gethan, ſo würden wir vielleicht manches Streites über das Weſen der Schönheit überhoben geweſen ſeyn, da die Menſchen über die Beſchaffenheit der Geſichts- und Gehörsgegenſtände weit we-

niger uneinig ſind, und ihnen gewöhnlich mehr objektiviſches Gehalt zuſchreiben. Ich kenne faſt keinen Satz, von dem eine gröbere und falſchere Anwendung gemacht worden iſt, als den Satz: de guſtibus non eſt diſputandum, der allen Vermuthen nach in einer ſchmauſenden Geſellſchaft, wo man ſich über den Vorzug verſchiedener Gerichte nicht vergleichen konnte, ſein Daſeyn empfing, und den man hernach, wegen der Aehnlichkeit des Ausdrucks Geſchmack auf die Erkenntniß der Schönheit übergetragen hat, als wenn dieſe von völlig einerley Beſchaffenheit mit jenem Gaumenkützel wäre.

Aber Weltweiſe hätten ſich nicht durch dieſe erſchlichene Aehnlichkeit zu dem Irrthume ſollen verleiten laſſen, der Schönheit allen objektiviſchen Werth abzuſprechen, und ihr ganzes Weſen in einer bloß ſubjektiviſchen Erſcheinung zu ſetzen. Noch mehr, ſie hätten erwegen ſollen, daß, nach den genaueſten philoſophiſchen Gründen, eine ſolche Meynung,

nung, selbst von dem körperlichen Geschmacke falsch ist, und daß es in eigentlichem Verstande ein Widerspruch ist zu behaupten, daß irgend Etwas ganz subjektivisch sey, ohne einen äußern objektivischen Grund zu haben, oder daß eine Erscheinung bey verschiedenen Menschen verschieden seyn kann, ohne daß diese Verschiedenheit zugleich mit in dem äussern Gegenstand, der die Erscheinung wirkt, gegründet ist. Dieses ist keine metaphysische Spitzfündigkeit, es ist eine Folge der ersten Grundsätze einer gesunden Ontologie. Denn wenn man bedenkt, daß jedes wirkliche Ding von allen Seiten bestimmt seyn muß, so daß ein unendlicher Verstand aus einer jeden Eigenschaft desselben das Daseyn und die Art des Daseyns aller übrigen erkennen kann; so folgt, daß dasjenige, was durch eine Wirkung in einem Gegenstande hervorgebracht wird, welches die subjektivische Erscheinung ausmacht, gleichergestalt in dem Dinge erkannt werden, und folglich einen Bestim-

mungsgrund haben muß. Denn da dieſe Erſcheinung doch eigentlich die Art der Wirkung beſtimmt, ſo würde, wenn ſie nicht in dem Dinge gegründet wäre, in dieſem ſich eine Eigenſchaft finden, deren Art des Daſeyns nicht beſtimmt iſt, und von einem unendlichen Verſtand nicht erkannt werden könnte, das heißt, es würde aufhören ein wirkliches Ding zu ſeyn. Es iſt alſo unmöglich, daß eine und dieſelbe Wirkung eines Dinges in unterſchiedlichen Subjekten verſchiedene Erſcheinungen hervorbringen kann, ſondern die Wirkung ſelbſt muß ſamt ihren Beſtimmungsgründen in dem Dinge eben ſo mannigfaltig ſeyn, als verſchiedene Erſcheinungen es giebt, die ſie in verſchiedenen Subjekten zur Folge haben, damit ein unendlicher Verſtand in jedem Gegenſtand in voraus zu leſen vermag, welche Erſcheinung ſeine Wirkung in dieſem oder jenem Subjekt hervorbringen wird.

Allein da unſere Erkenntniß von der weſentlichen Beſchaffenheit der äußern Dinge

ſehr

ſehr eingeſchränkt iſt, und wir daher die Verknüpfung zwiſchen ihren Eigenſchaften und den Erſcheinungen, die ſie in uns hervorbringen, ſo wenig einzuſehen vermögend ſind; ſo verfahren wir in der Schätzung ihres Werths, nach gewiſſen unvollſtändigen Regeln, zufolge welcher wir einige für wirkliche Eigenſchaften halten, die in den äußern Dingen, unabhängig von aller Erkenntniß, vorhanden ſind; andere hingegen für bloße ſubjektiviſche Phänomenen anſehen, welche zwar durch die Wirkung äußerer Gegenſtände in uns entſtehen, aber nicht die mindeſte Verwandſchaft mit dieſen haben. Und es iſt wohl der Mühe eines Weltweiſen werth, dieſen ſubjektiviſchen dunkeln Geſetzen nachzuſpühren, um wenigſtens als pſychologiſche Erſcheinungen in der menſchlichen Seele ſie kennen zu lernen. — Ich habe es bey einer andern Gelegenheit, zum Behufe der allgemeinen deutſchen Bibliotheck, verſucht, einige dieſer Geſetze zu entwickeln, und die Wiederholung ſcheint

mir

mir hier nicht ganz an unrechtem Orte zu ſeyn. Sie laufen, meiner Meynung nach, auf folgende hinaus:

1. Auf die Entfernung des Körpers von uns, während ſeiner Wirkung.
2. Auf die Lebhaftigkeit der Wirkung und ihre Fortdauer in uns, nachdem der äußere Gegenſtand nicht mehr gegenwärtig iſt.
3. Auf das unveränderliche Beyſammenſeyn der Wirkung und des Gegenſtands zu allen Zeiten und an allen Orten.
4. Auf die Gleichheit der Wirkungsart bey verſchiedenen Subjekten.

Je näher uns alſo ein Gegenſtand während ſeiner Wirkung iſt, je ſchwächer und kürzere Zeit dieſe, nach der gänzlichen Entfernung des Gegenſtands, in uns zurück bleibt, je ſeltner eine Wirkung, abgeſondert von einem beſtimmten Gegenſtande, angetroffen wird, und je gleichförmiger die Empfindung einer Wirkung bey verſchiedenen Menſchen iſt; deſto

mehr

mehr wird die erweckte Vorſtellung als eine Eigenſchaft dem äußern Gegenſtand zugeſchrieben. Hingegen umgekehrt, je entfernter der Gegenſtand während ſeiner Wirkung von uns abſtehet, je lebhafter und länger dieſe in uns fortdauert, nachdem der Gegenſtand zu wirken aufgehört hat, je öfterer dieſe Wirkung ohne dieſen Gegenſtand, oder dieſer Gegenſtand ohne dieſe Wirkung empfunden wird, und je verſchiedener dieſe Wirkung bey verſchiedenen Menſchen iſt; deſto geneigter ſind wir, die hervorgebrachte Vorſtellung als ein Phänomen anzuſehn, das bloß in uns exiſtirt, das mit der äußern Beſchaffenheit des Gegenſtands gar keine Aehnlichkeit hat.

Nach dieſem vierfachen Verhältniſſe, glaube ich, läßt ſich von unſerer Schätzung der Empfindungen, in den meiſten Fällen Rechenſchaft geben, in ſo fern ſie nemlich weniger oder mehrere von den erwehnten Beſchaffenheiten haben. Es müßten z. B. zufolge der erſten Regel, die Empfindungen, die

wir

wir durch den Geſchmack und das Gefühl erlangen, an meiſten für objektiviſch gehalten werden, weil bey dieſen der Gegenſtand während ſeiner Wirkung uns an nächſten iſt; alsdenn würden die Empfindungen des Geruchs, des Gehörs folgen, und diejenigen, die wir durch das Geſicht erlangen, müßten an wenigſten als objektiviſch von uns vorgeſtellt werden; denn ihre Gegenſtände wirken in der größten Entfernung. Aber die Erfahrung ſcheint im Gegentheil zu zeigen, daß je feiner der Sinn iſt, folglich je entfernter von uns deſſen Gegenſtand während ſeiner Wirkung iſt, deſto geneigter ſind wir, die von ihm hervorgebrachte Empfindung, in den äußern Gegenſtand zu ſetzen. Das Süße und Bittere wird weit weniger für eine Eigenſchaft des Gegenſtands gehalten, als der Geruch oder der Schall. Daß die Farben Eigenſchaften der äußern Gegenſtände ſind, iſt, ehe wir die Theorie der Farben ſo genau kannten, ſelbſt von Philoſophen behauptet worden,

den, aber nie iſt es jemanden in Sinn gekommen zu glauben, daß Wärme und Kälte, oder der Schmerz, den ein ſcharfes Eiſen in unſerm Körper hervorbringt, in den Gegenſtänden vorhanden ſind: allein der Umſtand iſt dieſer, je feiner ein Sinn iſt, deſto ſchwächer und vorübergehender iſt die durch deſſen Gegenſtand hervorgebrachte Empfindung, ſo bald derſelbe aufhört zu wirken. Es iſt nur ein ſchwaches und kurzdaurendes Bild, das uns von den Farben zurück bleibt, ſo bald wir die Augen verſchließen, oder ſie von dem Gegenſtand abwenden. Eine rauſchende Muſik bleibt ſchon länger und heftiger in unſern Ohren; ein einmal empfundener übeler Geruch hält ſich noch länger in unſerm Organ auf, und kann noch nach der Entfernung des Gegenſtands eine Ohnmacht zuwege bringen; ein übeler Geſchmack erhält ſich eine lange Zeit im Munde, und kann einen lange anhaltenden Eckel erwecken, und von der Dauer und Heftigkeit der Empfindung des Gefühls, iſt das hin-

hinfällige Geſchlecht der Menſchen nur allzu-ſehr überzeugt. Dazu kömmt noch beym Geſchmacke die vierte Beſchaffenheit der bloß ſubjektiviſchen Eigenſchaften, die ſo große Verſchiedenheit der Empfindung bey verſchiedenen Menſchen, und bey der Wärme, Kälte und beym Schmerze die dritte Beſchaffenheit der ſubjektiviſchen Eigenſchaften, das Daſeyn der Empfindung ohne die Erkenntniß des Gegenſtands der ſie wirkt, durch einen andern Sinn, indem wir oft einen innerlichen Schmerz, eine innerliche Hitze und Kälte empfinden, ohne daß wir einen andern Gegenſtand vor uns haben, dem wir ſie zuſchreiben können, als uns ſelbſt. Dieſe Umſtände zuſammengenommen machen daher, daß wir den gröbern ſinnlichen Empfindungen, ungeachtet der unmittelbareren Gegenwart ihrer Gegenſtände, wenn ſie in uns wirken, dennoch eher für bloß ſubjektiviſch anſehen, als die Empfindungen der feinern Sinne.

Dieß ſcheint mir einiges von demjenigen zu ſeyn, wornach unſere Seele bey der Schätzung ihrer Vorſtellungen auf eine dunkele Weiſe ſich richtet. Bey dem Lichte der deutlichen Vernunft hingegen, müſſen dieſe Scheinregeln gänzlich verſchwinden; denn dieſe lehrt uns, wie ich gezeigt habe, daß es nichts bloß Subjektiviſches giebt, ſondern daß alle unſere Empfindungen ohne Unterſcheid, nichts als genauere Beſtimmungen der Wirkungen von den äußern Gegenſtänden ſind, in welchen alles auf bloße Kräfte hinausläuft. Erkennten wir dieſe deutlich, ſo würden wir alles, was wir jetzo Empfindung nennen, in Wahrheit verwandelt ſehen, wir würden darüber ſtreiten und ſie a priori beweiſen können, wir würden Geruchtheorien und Kochſyſteme von matematiſcher Evidenz haben. Allein ſelbſt bey unſerer gegenwärtigen eingeſchränkten Kenntniß zeigt uns doch die Vernunft, daß die Schönheit auf keine Weiſe mit den Empfindungen der gröbern

Sinne verwechſelt werden kann; und ſo lange wir noch außer Stand ſind, das objektiviſche Weſen von dieſen deutlich zu entwickeln, müſſen wir den innern Werth des belvederiſchen Apollo und den innern Werth der beſten plat de C — ls d'agneau frits für zwey ganz ungleichartige Dinge halten.

Zurückgebliebene Fehler.

S. 18. Zeile 8. Herruvier, » lies Herrurier.

— 30. — 10. dem Verhältnisse — des Verhältnisses.

— 53. — 11. musierten » » — musierte.

— 127. — 12. jene » » » — jener.

— 147. — 7. in der Nachbarschaft — in die Nachbarschaft

— 148. — 3. übeln » » » — übele.

— 157. — 8. rauhern » » — rauhere